OLZ

XXXVII / 8/9 AUGUST / SEPTEMBER 1934

Zu OLZ 1933, Sp. 473 f.

Von H. L. Ginsberg.

The fact that the—originally perhaps non-Semitic—alphabet of Ras Shamra has only one sign for Proto-Semitic *d* and *ḏ* does not, of course, prove conclusively that these sounds had fallen together in the speech of the writers; and one or two of Bauer's early examples of Hebrew ד = Arabic ذ may seem doubtful to some scholars. It is, however, certain that Proto-Semitic *ḏ* is represented by ד in some old Hebrew words, and the fact that this sound-shift did not take place in Aramaic before the sixth century B. C. precludes any theory of their having been borrowed from that language. Accordingly, H. Bauer's equation אדן = أذان is not open to any serious objection on the score of phonology. The morphological difficulties it involves are, however, more embarrassing; for أذان, „announcement, summons" (especially to prayers), is „hier nomen actionis wie der starre Infinitiv קָטוֹל im Hebräischen und *kašādu* im Akkadischen, während deren Funktion als nomen agentis sich in אדן urspr. „Aufrufer, Befehlshaber" erhalten hätte, einer Form, die als *qātōlā* bekanntlich im Aramäischen (als kanaanäische Entlehnung) sehr verbreitet ist, während sonst das Hebräische für das Nomen agentis die (aramäische) Form *qattāl* bevorzugt."

It is true that, as Bauer adds, similar „apparent paradoxes" are met with wherever there has been close contact between two languages. But such extreme paradoxes should only be assumed where there is no escape from them, and a new Ras Shamra tablet published subsequently to the appearance of Bauer's note offers an etymology for אדן that is both phonologically, semantically and morphologically straightforward. In the text edited by Ch. Virolleaud, SYRIA XIV, 128—151, we find, ll. 32 and 43, the expression *'ad 'ad*. Virolleaud equates this *'ad* with *'adn*, SYRIA XII, 356, n. 3, which he states to be the native form of Adonis. Materially, this interpretation is out of the question. For *'ad 'ad*—occurring once in parallel with *'um 'um* (mother! mother!) and once as a variant of *mt mt* (husband! husband!—cf. Akkadian; also *btm*, „two daughters", l. 45, in place of *'aṯtm*, „two wives", ll. 42, 48)—can only mean „father! father!"; and, as I am kindly informed by Dr. B. Maisler, this obvious babbling-word (Germ. Lallwort) has the same meaning not only in Sumerian but also in West Semitic proper names occurring in the „Cappadocian" texts and in early „East Canaanite" names. Etymologically, however, Virolleaud's suggestion is not altogether wrong: Canaanitish *'adân* (> *'adôn*), „lord", would certainly seem to be connected with this biliteral *'ad*, „father"; and whether the *-ân* is a formative ending or the *n* was only added to the root in order to fit it into the triconsonantal scheme is immaterial.

Even to our twentieth century minds the association of authority with fatherhood is a matter of course; how much more to people living in ages of far-reaching *patria potestas*. It may not be generally known that some of the Tannaim were styled not Rabbi, „Master", but 'Abba, „Father" (cf. Encyclopaedia Judaica, I, 126b); on the other hand, it is hardly necessary to recall that the latter word is the ultimate source of English abbot (Fr. abbé, Germ. Abt), and the analogy of „Pope", and of „Father" as a title of members of the Roman Catholic clergy, will at once suggest itself.

But to return to אדון, the Hebrews, who had lost the word *'ad*, sometimes associated the former with אב; see Gen. 45 : 8b; 2K 2 : 3,5 (אדניך), 12 (אבי אביו). In the Rabbinic literature, the father of a female minor is spoken of as her normal *'adon* in contradistinction to the one she may acquire under Ex. 21 : 7—12. The Halakah awards to her father, for the entire period of her immaturity and *na'arut* (the age of 12—12½ years), any consideration by which she may be "acquired" (נקנית) by a man in marriage; and characteristically, the biblical support adduced is a tautology in the provision for her eventual exit from the jurisdiction of the other *'adon*: ויצאה חנם אין כסף v. 12 — the superfluous אין כסף being interpreted to imply: אין כסף לאדון זה, ויש כסף לאדון אחר. (Ket. 46f.; Kidd. 3b) וממנו? אביה.

Zu den Ras-Schamra-Texten 1929.

Von H. Bauer.

Zu den in nichtsemitischer, wahrscheinlich ḫurritischer Sprache abgefaßten Texten gehört nicht nur Nr. 4 und Nr. 7, sondern auch Nr. 34 (+ 45). Die beiden letzteren Texte sind, was mir früher entgangen war, eng verwandt, so daß sie sich gegenseitig korrigieren und bei Nr. 7 zum Teil die Wortabteilung ermöglicht

wird. Nr. 7 bezieht sich auf den Gott Kumarbi, der dreimal genannt ist, Nr. 34 (+45) auf die Göttin Šauška, die in dem erhaltenen Teil gleichfalls dreimal vorkommt. Es lautet demnach der Anfang von 7: '(!)x(!)r .[1] ḫld . kmr(!)b, der Anfang von 34 (+ 45): 'xr ḫld(!) . šwšk. 7_{6-9}: ṣšm[2] . kmrb . šnpšy . 'xr . 'šš . kmrb, 34 (+ 45) $_{11-14}$: 'šm . [š]wšk šn(!)p(!)šy 'xr 'šš šw[šk].

Auch die Fragmente Nr. 28 und Nr. 35 machen einen fremdartigen Eindruck. Das letzte Wort von 28 lautet ʒwrn, sicher *ewirni* = der Herr (vgl. Syria XII 254).

Zur Frage der austrischen Sprachenfamilie und der indischen Mundasprachen.

Von Wilhelm v. Hevesy.

Es scheint uns, daß in dieser Frage zwei Feststellungen nicht ganz unwichtig sind. Einmal, daß die Existenz der 1906 von Prof. Pater Schmidt aufgestellten „austro-asiatischen" und breiteren, „austrischen" Sprachenfamilie durch nichts erwiesen ist. Dann, daß die von ihm als zu diesen Familien gehörig bezeichneten Mundasprachen vielmehr dem uralischen Sprachstamm angehören; namentlich dem ugrischen Zweige seines finnisch-ugrischen Astes.

Leider hat Figulla anläßlich einer freundlichen ausführlichen Besprechung dieses zweiten Punktes (OLZ 1934 Nr. 3, Sp. 188) einen Hinweis auf den ersten, auf die Nichtexistenz der austro-asiatischen (austrischen) Familie vermissen lassen. Doch kommt der Angelegenheit Dringlichkeit zu, indem bekannte Gelehrte, wie Sylvain Lévi in „Pré-aryen et pré-dravidien dans l'Inde" (Journal Asiatique, Juillet-Septembre, Paris 1932), dann Jean Przyluski in einer Reihe von Aufsätzen, außerhalb Europas Baggchi in Calcutta, Matsumoto in Tokio u. a., bereits längere Veröffentlichungen auf das Axiom des Bestehens dieser Familie aufgebaut haben. Wir führten zwar den Hinweis, vorerst in „Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution" 1930, Vol. VI, Part 1, S. 187; dann in dem von Figulla in der OLZ besprochenen Buche; später in einem am 15. März 1933 in der „Société Asiatique", Paris gehaltenen Vortrage; endlich in einer dem III. Internationalen Kongreß der Linguisten in Rom am 24. September 1934 vorgelegten Veröffentlichung (die demnächst im Druck erscheinen soll), der gänzlichen Unhaltbarkeit der austro-asiatischen (austrischen) Sprachenfamilie Schmidts, auch sind uns Zustimmungen namhafter Gelehrter, wie von Schrader-Kiel, Sir Denison Ross und Blagden-London, Brandstetter-Luzern, Setälä-Helsinki, Geiger-Wien, de la Vallée-Poussin-Gent, Finot-Paris, Coedès-Hanoi, Bodding-Mohulpahari, Ramamurti-Parlakimedi, Shirokogoroff-Peiping, ja selbst von Sylvain Lévi und Przyluski zugegangen (die ihren Irrtum freimütig eingestehen): doch sind diese Äußerungen, da privater Natur, ungenügend, und es ist die öffentliche Aberkennung dieser Sprachenfamilien geboten, sei es auch nur, weil Sammelwerke sie weiter anführen[1].

Was nun unsere zweite Feststellung, die Zugehörigkeit der Mundasprachen betrifft, so faßt Figulla seine Meinung wie folgt zusammen: „... verwandtschaftliche Beziehungen sind wohl vorhanden, daran kann gar kein Zweifel sein; aber ‚daß die (Mundasprachen) zur finnisch-ugrischen Familie gehören', davon kann wiederum keine Rede sein".

Hier wird eine Ansicht laut, die unbedingt revisionsbedürftig ist. Dabei wird es gar nicht nötig werden, erst zu entscheiden, wo „Verwandtschaft" aufhört und „Familienzugehörigkeit" beginnt! Die morphologische Struktur der Mundasprachen hat sich, wo bereits etwa 80 Prozent z. B. der Santaliworte Entlehnungen sein sollen (Bodding), dennoch derart kräftig erhalten, die angewandten Bildungselemente u. a. sind noch derart charakteristisch finnisch-ugrische geblieben, daß von einem Zweifel über die Familienzugehörigkeit ganz gewiß nicht gesprochen werden kann. — Allerdings wird man zur üblichen Aufstellung von gesetzmäßigen Variationen zwischen Munda und den übrigen finnisch-ugrischen Sprachen erst in 2—3 Jahren schreiten können, d. h. wenn Boddings enzyklopädisches Wörterbuch des Santali und van Emelens „Encyclopaedia Mundarica" in ihrer Gänze erschienen sein werden. Doch sind die finnisch-ugrischen, ja nur ugrischen Züge von z. B. Santali und Mundari derart ausnehmend zahlreich (einige wenige gemeinsame Züge würden freilich nichtssagend sein), daß man daraus schon Schlüsse ziehen darf! Da gibt es an die dreißig (meist mit Ostjak und Magyar) gemeinsame Verbal- und Nominalsuffixe, ebenso etwa zwölf (meist mit Magyar) gemeinsame Kasussuffixe. Wir finden die spezifisch finnisch-ugrische Erscheinung des Stufenwechsels; dann die Differenzierung zwischen Belebtem und Unbelebtem, wie sie die unbestimmten Fürwörter in Finn, Magyar usw. noch heute aufweisen. Auch sind diese Fürwörter dieselben, ferner viele Emphatica. Die Personalpronomina der Einzahl sind gänzlich, jene der Mehrzahl teilweise die gleichen wie solche des ugrischen Zweiges. Wir treffen außer der identischen Reihenfolge der Verbalsuffixe wie in Magyar auch die Konjugation mit Objekt an; letztere im Ausmaße des

1) Ich bezeichne die vorhandenen Worttrenner durch Spatium, die nicht vorhandenen durch Punkte.

2) Wohl Schreibfehler für 'šm.

1) Bloß in Amerika hat bisher eine öffentliche Stellungnahme das Licht erblickt, und zwar in „American Anthropologist" July-September 1933

Mordwinischen[1]. Ugrisch ist die Possessivbildung, die Bildung des Plurals und des Duals (letzterer dem Ostjak ähnlich), die Bildung der Frauennamen; finnisch-ugrisch jene des nomen caritativum, negativum, usw. usw.

Wie eingangs erwähnt, könnten aus sporadischen Erscheinungen noch keine Schlüsse gezogen werden, wenn z. B. das Ostjak aus *eyga* „Mutter" *eygat* „seine Mutter" bildet, wie es Santali aus *eyga* — dort ebenfalls „Mutter" —tut; wenn dort, wo Finn aus *ääne* „Melodie" ein *äänetön* „stimmlos" macht, auch Santali *tan, ton* suffigiert, wenn es ein nomen caritativum negativum erreichen will; wenn das unbestimmte „eins" des Ostjak, *mati, mät* auch in Santali erscheint usw. Ja, zugegeben, es könnte sogar der Umstand noch als ein „Zufall" gewertet werden, daß die Mundasprachen z. B. mit dem Suffix *-ak*, (*-uk, -ek*) (ein Suffix, mittelst welchem sie aus Verbalstämmen einerseits Reflexivverba, dann Nomina [Konkreta], ferner Ordnungszahlen, dann, wenn an Familiennamen angehängt, Possessiva, endlich eine Unterstreichung des Superlativs erreichen) ganz genau so verfahren, wie dies Magyar mit seinem Suffixe *-ék, -ik* (einst allgemein bloß *-ék*) tut. Die Zahl derartiger Erscheinungen ist aber zu groß, um nicht zu denken zu geben!

Dazu kommt noch, daß das Ur-Finnisch-Ugrische ebenso Cacuminallaute besaß (Ostjak usw. haben solche heute noch), wie die Mundasprachen; daß es ebenso aspirierte anlautende *b* und *p-s*, *d* und *t-s*, *g* und *k-s* hatte (Wiklund); daß z. B. Bodding ebenso 24 verschiedene Vokale in Santali unterscheidet, wie dies Paasonen für Ostjak tut usw.

Lexikologische Vergleiche haben, Meillet zufolge, nur dann einen zwingenden, d. h. nahezu hundertprozentigen Wert, wenn es sich um den Vergleich von Worten mit je drei gleichen, in derselben Reihenfolge auftretenden Konsonanten handelt, besonders um Worte, die derart einfache Begriffe und Handlungen (wie etwa schlafen, essen, ein Gebüsch und Ähnliches) bezeichnen, daß Lehnworte nicht in Frage kommen. Nun wird man auch derartige gemeinsame Worte finden; wir haben, außer in dem von Figulla besprochenen Buche, auch in einem beim Kongreß der Linguisten in Rom gehaltenen (weiteren) Vortrage etwa zwei Dutzend davon ausgewiesen. So wollen wir hier nur noch auf zwei Wörter Bezug nehmen. Die generische Bezeichnung der Ostjaken und Wogulen *mäńśi*[2] und jene verschiedener Mundastämme, so auch der Santalen, ist dieselbe. Ferner ist *Sabar*, einst eine Bezeichnung der Magyaren und heute noch der Ostjaken (Patkanoff), auch ein alter Name der Mundavölker, namentlich der Santalen. — Endlich ist die Schöpfungssage der Wogulen bis auf viele Details mit jener der Munda identisch. Hier und dort stammen die ersten Menschen vom Schwan ab; hier und dort wurde die Erde geschaffen, indem der Herr der Schöpfung durch Tiere Erdklumpen aus dem Meere holen ließ; hier und dort sandte er nach vorangegangener Feuerflut Schergen auf die Erde, um nachzusehen, ob auch richtig alle Menschen umgekommen wären; hier und dort war es auf die Fürsprache einer Frau, daß er je zwei am Leben ließ.

1) Ähnlich wie die Sprachen des ugrischen Zweiges kennen auch die Mundasprachen keine negative Aussage, wogegen sie für den finnischen Zweig, (als auch für die Sprache der den Mundas benachbarten Drawiden) charakteristisch ist.

2) Bekanntlich wurde auch der Name *magyar*, einst *magyeri*, auf dies *mäńśi* zurückgeführt.

Zusammenfassend wird man also gut tun, sich nicht ohne weiteres zur Figullaschen Ansicht zu bekehren, daß von einer Familienzusammengehörigkeit des Munda zum Uralischen „keine Rede sein kann". Vielmehr kann es nicht angelegentlich genug empfohlen werden, die teilweise schon im Aussterben befindlichen zahlreichen (es gibt deren 18) Mundasprachen einem künftigen Studium an Ort und Stelle zu unterziehen, ihren Sprachschatz aufzunehmen, namentlich jenen des Kurku, der von allen am westlichsten auftretenden Sprache. Und nunmehr möchten wir bloß noch zwei, von Figulla freundlichst gestellte Fragen (OLZ 1934, 3, Sp. 188) beantworten: „Warum wurden (von uns) nur die Mundavölker untersucht und die viel höher kultivierten Drawiden aber beiseite gelassen?" Einfach, weil wir nicht glauben, daß die Drawidensprachen (von Entlehnungen abgesehen, die es allerdings zahlreich gibt) mit der finnisch-ugrischen Sprachenfamilie irgend etwas gemein haben. — Ferner fragt Figulla ebendort: „Warum wird der Vergleich nur zwischen räumlich so weit getrennten Elementen gezogen, während die dazwischen liegenden verbindenden altaischen Völker außer acht gelassen werden? (Fehlerhaftigkeit der Beweisführung durch Sprung)." Auch da können wir ähnlich antworten. Weil wir an einen Zusammenhang zwischen Uralisch und Altaisch niemals geglaubt haben; eine Auffassung in der wir durch das jüngste Werk Prof. Shirokogoroffs, „Ethnological and linguistical aspects of the Ural-Altaic hypothesis" (Peiping, The Commercial Press 1931), noch bestärkt worden sind, ein geradezu blendendes Buch, das wir allen an der Frage Interessierten wärmstens empfehlen.

Neue Hilfsmittel zum Studium der nordchinesischen Umgangssprache. II.

Von Walter Simon.

1 a. **Čžan Czy-bi i N. S. Levuškina: Vtoroj šag izučenija kitajskogo razgovornogo jazyka.** 華語進階. A. Charbin 1931. (VI, 239 S.) gr. 8°.

1 b. **Čžan Czy-bi i P. V. Kupčinskaja: Vtoroj šag izučenija kitajskogo razgovornogo jazyka.** 華語進階. B. Charbin 1933. (67 S.) gr. 8°.

1 c. **Usov, S. N., i Čžan Czy-bi: Učebnik soedinenij kitajskogo razgovornogo jazyka.** 聯字知新. 1. 2. Charbin 1930. (137 u. 88 S.) gr. 8°.

1 d. —: **K voprosu ob izučenii pisma ieroglifov.** Č. 1. 2. Charbin um 1930. (46, 79 S.) gr. 8°.

1 e. **Zejberlich, V.** (Wolfgang Seuberlich): **Kitajskij ieroglif.** Charbin 1932. (39 S.) gr. 8°.

1 f. **Usov, S. N., i E. Guj-njań: Praktičeskij kurs fonetiki** (Severnoe narečie). 實用華語發音練習. Charbin um 1930. (XII, 48 S.) quer-8°.

1 g. **Licharevskij, P. F., Čen Chaj-čuań i E Guj-njań: K sborniku rasskazov „Tun-Chua"**

(Nebst: 童話). (Chines. Heft mit getr. Paginierung.) Charbin 1931. (VI, 98 S.) gr. 8°.

1h. **E Guj-njań: Sbornik statej.** 華語叢談. Charbin 1931. (10, 72 S.) gr. 8°.

1i. **Czíń Sin-u: Sbornik statej.** 華語彙編. Charbin 1931. (VI, 91 S.) gr. 8°.

1k. **Šu Eń-chen i V. F. Pučko: Graždanstvovedenie.** 公民須知. Charbin 1931. Getr. Pagin. gr. 8°.

1l. **Usov, S. N., Baj Juń-cze i E Guj-njań: Sbornik gazetnych zametok.** 新聞類選. Charbin 1931. (8, 142 S. gr. 8°.

1m. — i **E Guj-njań: Sbornik statej.** 東特小言. Charbin 1931. Getr. Pagin. gr. 8°.

1n. — i **E Guj-njań: Osnovnye položenija i opyt prepodavanija kitajskogo razgovornogo jazyka.** 實驗華語教學法請義. Charbin um 1932. Getr. Pagin. gr. 8°.

1o. **Ekzamenacionnaja programma po kitajskomu jazyku.** (Pervyj koncentr.) (Nebst: 華語考試細目.) Charbin 1931. (34, 32 S.) gr. 8°.

2. **Lessing,** Dr. Ferd., u. Dr. Wilh. **Othmer:** 漢語通釋 **Lehrgang der nordchinesischen Umgangssprache.** 2., unveränd. Aufl. Schanghai: M. Noessler & Co. in Komm. 1933. Auslief. Leipzig: C. E. Krug. I, 1 (XII, 421 S.) 8°. I, 2: Umschrift und Übersetzung (II, 160 S.) 8°. RM 15 —.

3. **McHugh, J. M.:** 華語新捷徑 **Introductory Mandarin Lessons or Hua Yü Hsin Chieh Ching.** Shanghai: Kelly & Walsh, Ltd. 1931. (XIX, 251 S.) 8°. $ 5.

4. **Aldrich,** Harry S.: 華語須知 **Hua Yü Hsü Chih.** Practical Chinese, including a topical dictionary of 5000 everyday terms. Peiping: Henri Vetch The French Bookstore [Leipzig: Harrassowitz i. Komm.] 1931. I (347 S.) 8°. II (225, 80 S.) 8°. RM 30 —.

1. Dem i. J. 1932 (Sp. 708) hier kurz besprochenen *Učebnik kitajskogo razgovornogo jazyka* von S. N. Usov stellen sich, wie s. Zt. bereits angedeutet, eine Anzahl anderer Hilfsmittel desselben Verfassers oder von ihm inspirierter Mitarbeiter zur Seite. Nach wohlüberlegtem Plane ist so allmählich ein förmliches Lehrgebäude entstanden. Seine breite Basis bilden, gemeinsam mit dem *Učebnik*, die unter a—f aufgeführten Werke: Übungsstoff für die erlernten Zeichen in einfachen Sätzen und Erzählungen (Nr. 1a—b), Übungsstoff für die besonders zu behandelnden Verbindungen von zwei oder mehreren Zeichen (Nr. 1c), Anleitung zur Erlernung der Schrift und zur Auflösung der Schriftzeichen in ihre Bestandteile (Nr. 1d), nebst theoretischen Erörterungen über sie von W. Seuberlich (Nr. 1e), sowie Übungen zur Aussprache an Hand der Grammophonplatten von Chao Yüan-jen (Nr. 1f). Der Einprägung der Zeichen dienen besonders gestanzte und bedruckte Kärtchen, mit denen die Schüler sich selbst überhören können. Übungshefte mit vorgedruckten Zeichen erleichtern die notwendigen Schreibübungen.

An den Grundkurs können sich Kurse für Vorgeschrittene schließen. Diesem Unterricht dienen gesammelte Märchen (No. 1g), Aufsätze über Gegenstände des täglichen Lebens (Nr. 1h—i) und zur Bürgerkunde (Nr. 1k), Zeitungsaufsätze mit Übersetzung in Umgangssprache (Nr. 1l) und — auf Charbiner Verhältnisse zugeschnitten — Aufsätze über die Chinesische Ostbahn (Nr. 1m). Weitere Hilfsmittel (über Briefstil, Amtsstil, Zitate und wichtige Redewendungen) sind in Vorbereitung.

In einem eigenen Hefte (Nr. 1n) werden in „Grundthesen" die besonderen Schwierigkeiten des chinesischen Sprachunterrichts behandelt. Dabei wird die häufige Abhaltung von Prüfungen empfohlen und zugleich — wie auch in Nr. 1o — Prüfungsaufgaben zusammengestellt. Zur Erreichung seines Zieles, den Lerndenden „innerhalb einer möglichst kurzen Zeitspanne und mit möglichst geringem Kräfteaufwand zur Beherrschung des Chinesischen" zu bringen, legt der Verf. zwar großen Wert auf Sprechübungen, verzichtet aber auch nicht auf Übersetzungen und hebt endlich die besondere Wichtigkeit von schriftlichen Arbeiten zu Hause und in der Klasse hervor. Er nimmt also keinen radikal-reformerischen Standpunkt ein. Für die Sprechübungen könnten ihm vielleicht die einschlägigen Werke des „Linguistic Adviser to the Japanese Department of Education" Harold E. Palmer (z. B. The scientific Study and Teaching of languages (London 1917), The Principles of language-study (London 1921), The oral Method of Teaching languages (Cambridge 1921) manche Anregung geben. Berücksichtigung verdiente ferner die Gouinsche Serienmethode[1].

Kein Zweifel aber, daß dem Usovschen Lehrmaterial für die Erwerbung einer Sprechfertigkeit im Chinesischen z. Zt. nichts Gleichwertiges an die Seite gestellt werden kann und daß Lehrende wie Lernende dem Verf. gleichermaßen für die reife Frucht einer fünfzehnjährigen Lehrtätigkeit dankbar sein werden.

2. Der lange vergriffene, im Antiquariatsbuchhandel zu unerschwinglichen Preisen angebotene „Lehrgang der Nordchinesischen Umgangssprache" von F. Lessing und W. Othmer ist durch einen anastatischen Neudruck wieder allgemein zugänglich geworden. Von einer Besprechung des in der Praxis vorzüglich bewährten Werkes darf nach mehr denn 20 Jahren füglich abgesehen werden. Doch sei an dieser Stelle auf den aufschlußreichen Bericht über seine Entstehungsgeschichte hingewiesen, der in F. Lessings Nachruf auf W. Othmer († 7. 1. 1934) enthalten ist (Ostas. Rundschau 15 [1934] S. 32).

3. McHughs „Introductory Mandarin Lessons" geben in 50 Stücken von ganz einfachen Sätzen aufsteigend idiomatischen, auch die modernsten Ausdrücke des täglichen Lebens berücksichtigenden Sprachstoff, der nach der semasiologischen Seite gut, nach der phonetischen und syntaktischen nur gelegentlich und nicht immer ganz einwandfrei aufgeschlossen ist. Die Durcharbeitung mit einem chinesischen Lehrer wird vorausgesetzt. Als ein Versehen, dem der Reiz unter Examensdruck entstandener Fehlleistungen anhaftet, sei die Übersetzung des

1) Eine Bearbeitung für das Chinesische hat 1908 J. Endicott unternommen: *A Course of lessons in spoken Mandarin, based on the Gouin method.* Chentu: Canadian Methodist Mission Press. V, 201 S.

Satzes *ge nin da dien-hua ye lai-bu-gi la* 給您打電話也來不及了. (Es war auch zu spät, Sie anzutelefonieren) durch: "*I telephoned to you but could not reach you*" (S. 174/80) erwähnt.

4. Wie bei McHugh ist auch bei Aldrich rühmend hervorzuheben, daß er die neuzeitliche Ausdrucksweise des gebildeten Chinesen festhält, die innerhalb der letzten 2 Jahrzehnte doch beträchtlich gewandelt erscheint. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhange das im 2. Teile des Werkes enthaltene systematische Wörterverzeichnis, durch das europäische Lehrer des Chinesischen endlich der Notwendigkeit enthoben werden, sich die chinesischen Ausdrücke für „Fahrstuhl", „Lautsprecher" und ähnliche technische Errungenschaften gegenseitig als Offenbarung zuzuraunen. Im übrigen ist dieses Wörterbuch stark erweiterungsfähig, wovon man sich z. B. durch einen Blick auf den Abschnitt „Human Body" leicht überzeugen kann.

Ziel und Methode seines Werkes werden von Aldrich selbst, wie folgt, gekennzeichnet: "*This textbook represents as closely as limited time and ability have permitted, that unfound guide, philosopher, and friend the author sought when he himself was a struggling and somewhat perplexed beginner. The policy followed herein is based upon the belief that if there is any method by which the study of Chinese may be made easy, it is by making the student as intelligent as possible about it from the beginning.*" Man darf ihm versichern, daß er dem Anfänger in seinen 50 Lektionen eine tüchtige Elementarkenntnis vermittelt. Die grammatischen Bemerkungen werden den Lernenden nicht nur stets fesseln, sondern ihm hier und da auch grundsätzlich Neues bringen. Sehr erfreulich ist die durchgängige sorgfältige Bezeichnung der Töne, des Wortakzentes in den Wortverbindungen und des Satzakzents.

Von den zahlreichen guten Beobachtungen zum chinesischen Wortgebrauch stehe als Probe die folgende hier (S. 295): "*The expression* tao-hui-lai 倒回來 *means to back a vehicle without turning it around. To express this idea as an order it would be* tao-tao 倒倒. *To express the same idea with reference to an animal, the term used is* shao-hui-lai 倒回來 *and given in the form of an order* shao-shao 倒倒. (*Note that the character for* tao *is the same as that for* shao). *This idea expressed with reference to a person would be* wang-hou-t'ui 往後退. *To have a vehicle or animal turn around, the terms* mo-kuo-lai 磨過來 *or* mo-hui-lai 磨回來 *are used. In order to tell a person to turn around, one would say* chuan-kuo-lai 轉過來. Hoffentlich regen derartige lexikologische Bemerkungen, mit denen der Verf. selbst guten Kennern der Umgangssprache manches Neue sagen dürfte, auch andere zum Sammeln an!

Besprechungen.

Allgemeines.

Rose, J. Holland: The Mediterranean in the Ancient World. Cambridge: At the University Press 1933. (XI, 184 S.) 8°. 8 s. 6 d. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Der Verf. kommt von der neueren Geschichte her und hat hauptsächlich über die Zeit Napoleons geschrieben, keine üble Voraussetzung, um sich an der Bedeutung des Mittelmeers, der Seefahrt und der Seemacht im Altertum zu versuchen, zumal wenn es ein Engländer tut, dem dies alles vertraut ist. Freilich spürt man den Fremdling, der einen völligen Überblick und Einblick in die Geschichte des Altertums nicht haben kann. Aber in einem wesentlichen Punkte leitet ihn sein ungetrübtes Auge richtig, denn was er am ausführlichsten behandelt, ist auch wirklich am wichtigsten: Roms Verhältnis zur See.

Er geht aus von den natürlichen Bedingungen der Seefahrt im Mittelmeer, besonders in seinem östlichen Teile: wie die Küstengestalt dazu lockte oder entgegenwirkte, in welchen Richtungen die regelmäßigen Winde wehten; wo die Länder an der Küste dürftig waren, wo der Fischreichtum der See aushelfen mußte; besonders der Thunfisch habe zur Entfaltung der Seefahrt in früher Zeit viel beigetragen. Reich waren jene Länder an Schiffsbauholz, arm an Metallen, die man daher aus der Ferne holen mußte. Und im Großen gesehen: die Engen des Mittelmeers, die Durchfahrten bei Gibraltar, bei Messina, endlich Dardanellen und Bosporus bestimmen wirklich Geschicke der Völker.

Von der frühesten Seefahrt der Phoiniker und Griechen weiß der Verf. nicht viel zu sagen, von den Ägyptern gar nichts. Da muß A. Kösters Buch „Schiffahrt und Handelsverkehr des östlichen Mittelmeers", Leipzig 1924, aushelfen, ja die Grundlagen schaffen. Noch das 5. Jht. v. Chr. wird knapp behandelt: die Seeschlachten beim Artemision und bei Salamis werden geschildert, der Peloponnesische Krieg dagegen übergangen, weil in ihm die Kampfhandlungen zur See nicht entschieden hätten.

Alexanders Reich umfaßte ungleiche Teile: im Osten reine Landgebiete, im Westen ein Meer mit Küstenländern; schon deshalb war es zu zwiespältig, um bestehen zu können. Genie des Führers und Kraft der Makedonen, nach Westen gewandt, hätten eher etwas Dauerndes geschaffen, ein einheitliches Seereich.

Das seescheue Rom sah sich im 1. Punischen Kriege gezwungen, Seemacht zu werden. Si-

zilien, an sich schon reich und begehrenswert, beherrscht das Mittelmeer durch seine Lage zwischen Italien und Afrika mit den beiden Durchfahrten, deren breitere nur von der stärkeren Seemacht bewacht werden konnte. So kämpfte Rom um Sizilien und brachte dafür unsagbare Opfer; aber das Aufgebot aller Kräfte lohnte sich, denn als es später dem großen Hannibal gegenüberstand, konnte es nur aushalten, weil es zur See überlegen geworden war. Nur deshalb vermochte auch Makedonien nicht entscheidend zugunsten Hannibals einzugreifen. Die folgenden Kriege mit den hellenistischen Staaten bis hinab zu Mithridates Eupator bewiesen immer aufs neue, daß es auf die Macht zur See ankam. Spanien zu erobern gelang den Römern nur, weil der Seeweg ihnen gehörte, nicht ohne Hilfe der griechischen Seestadt Massilia, die auch für die Erschließung des gesamten Galliens das Beste geleistet hat.

Als Rom infolge des ewigen Bürgerkrieges seine Seemacht vernachlässigte, kam die Vergeltung in Gestalt der Seeräuber, die sogar Ostia bedrohten und das ganze Reich gefährdeten. Mit einer unvergleichlichen Anstrengung raffte Rom sich auf: in erstaunlich kurzer Zeit reinigte und sicherte Pompejus das ganze Mittelmeer. Endlich fiel zur See die Entscheidung über das Schicksal der Welt, als Octavian bei Aktion siegte.

Unter den Kaisern hing die Entwicklung der Provinzen von Roms Seemacht ab, denn nicht nur die großen Reichsstraßen, sondern auch die großen Seelinien verbanden sie mit Rom und auf weite Ferne miteinander; ja die Seewege, geschützt durch die äußerst klug verteilten Flottenstützpunkte, wurden die eigentliche Innenverbindung des Reichs, das man in vollem Sinne Reich des Mittelmeers nennen darf.

Diese Betrachtungen werden ergänzt durch einige Seiten über die nicht allzu reichen Seefahrtsberichte des Altertums, besonders über die letzte Seereise des Apostels Paulus. Wie ein alexandrinisches Getreideschiff aussah, zeigt in Verbindung mit Lukians Beschreibung ein sidonisches Relief, das dem Buche vorangestellt ist.

Das kleine Buch regt an und führt auf Gedanken, die nicht jedem ohne weiteres kommen. Das ist sein Verdienst, mag man auch hier und da Fragen oder Bedenken haben. Seiner Anregung folgt man um so lieber, als es frisch geschrieben ist; man spürt die Luft der See und den Humor des Seemanns.

Bickermann, E.: Chronologie. Leipzig: B. G. Teubner 1933. (II, 43 S.) gr. 8°. = Einleitung in die Altertumswissenschaft, hrsg. von A. Gercke† und E. Norden. II. Bd., 5. Heft. RM 2.20. Bespr. von E. Przybyllok, Königsberg/Pr.

Diese kleine Abhandlung charakterisiert sich einmal als eine außerordentlich prägnant gefaßte Einführung in das Wesen der Zeitrechnungslehre im allgemeinen; sie gibt weiterhin eine kurze Übersicht über das Kalenderwesen der antiken Völker des Kulturkreises um das Mittelmeer. Die zahlreichen Quellen- und Literaturnachweise führen in jedem Punkte den Leser dahin, wo er eine Erweiterung zu suchen hat und finden kann. Das gilt besonders vom letzten Abschnitte — Angewandte Chronologie —, in welchem die Möglichkeit und Methoden der Reduktion von gegebenen Datierungen kurz besprochen werden unter Beigabe einiger wichtiger Tabellen.

Mühl, Max: Untersuchungen zur altorientalischen und althellenischen Gesetzgebung. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandl. 1933. (III, 107 S.) gr. 8°. = Klio. Beiträge zur Alten Geschichte, hrsg. von C. F. Lehmann-Haupt u. Fr. Schachermeyr. 29. Beiheft. (N. F. 16. Reihe.) RM 7.50; geb. 9 —. Bespr. von E. Seidl, München.

Verf., der sich schon durch eine Reihe von Abhandlungen als ein guter Kenner des griechischen Rechts bewährt hat, will hier die griechische Gesetzgebung „einmal in der Beleuchtung orientalischen Rechtsdenkens betrachten", um nebenbei hin und wieder eine Beeinflussung dieser Gesetzgebung durch das orientalische Rechtsdenken feststellen zu können. Was ist aber „orientalisches Rechtsdenken?" Daß man die verschiedenartigen Rechtsordnungen des alten Orients: der Ägypter, Sumerer, Hethiter usw. als eine homogene Masse auffassen könne, wird von niemand vertreten werden, am allerwenigsten von Wenger und seiner Schule, den Verfechtern der sog. „antiken Rechtsgeschichte", auf die sich Verf. S. 1, 1 beruft. Diese will die Erforschung der Rechtsgeschichte der einzelnen Völker des Orients und Okzidents, und erst, soweit diese Aufgabe gelöst ist, kann sie dazu übergehen, gegenseitige Beeinflussungen der einzelnen Rechtsordnungen aufzuzeigen, wobei sie zu beachten hat, ob auch auf anderen Kulturgebieten Beziehungen feststellbar sind. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, geht Verf. etwas sprunghaft vor und setzt sich manchmal über große zeitliche und räumliche Entfernungen hinweg; doch hat er in der Gegenüberstellung einzelner Rechtssätze aus den verschiedenen Rechtsordnungen nützliche Materialsammlung geleistet, für die ihm voller Dank gebührt.

Die Einleitung behandelt die Gesetzgebungsmassen; hier sollte das ägyptische Recht doch nicht nur nach Diodor und Herodot behandelt sein, als ob es keine ägyptischen Rechtsurkunden gäbe. Das 1. Kapitel bringt das Strafrecht, zunächst

einzelne Rechtssätze, wobei insbesondere auf die Unterscheidung zwischen Zufalls- und Verschuldenshaftung Gewicht gelegt ist. Bei der darauffolgenden Untersuchung über die Grundprinzipien vermag das Ergebnis nicht zu überzeugen, daß das „orientalische" Recht im Gegensatz zum griechischen prinzipielle Motive und Tendenzen nicht kenne; vgl. etwa für Ägypten das Gesetz des Haremheb und die sog. demotische Zivilprozeßordnung. Das 2. Kapitel behandelt die Zivilgesetzgebung, und zwar einzelne Sätze des Schuld- und Familienrechts. Die Entlehnungsfrage bei der Apokeryxis des syrisch-römischen Rechtsbuchs ist aber schon von Nallino, Rendic. R. Accad. Lincei S. VI, 1, 709 mit mehr Glück behandelt. Reisen griechischer Gesetzgeber nach dem Orient sind eine der beachtenswertesten Eingangspforten für einen im Orient entstandenen Rechtssatz nach Griechenland. Hier könnten noch Strabo 482, 19, Plato, Timaios 21 c und Herodot 1, 30 zitiert werden. Im Anhang lesenswerte Bemerkungen über die Eigenart der hethitischen Strafgesetze.

Saxl, Fritz: Mithras. Typengeschichtliche Untersuchungen. Berlin: Heinrich Keller 1931. (X, 124 S., 43 Taf.) 4°. RM 40 —; geb. 48 —. Angez. von E. Löwy, Wien.

In den 35 Jahren seit dem Erscheinen von F. Cumonts grundlegenden Textes et Monuments figurés relatifs aux Mystères de Mithras hat sich das Material der mithräischen Denkmäler durch neue Funde gewaltig vermehrt, hat sich die Forschung auch in steigendem Maße den Denkmälern paralleler Kulte zugewandt. Es ist aber nicht bloß eine Fortführung und Ergänzung nach der materiellen Seite einschließlich der umfangreichen Beigabe sorgfältig gewählter, meist photographischer Abbildungen, was Saxl in dem vorliegenden Bande geben will. Cumonts Werk ist im wesentlichen religionsgeschichtlich eingestellt, die Bildwerke dienen ihm wegen ihrer Aussage über die religiösen Gedanken des Mithrazismus und womöglich dessen Entstehung. Saxls Ausgangspunkt und Zielsetzung sind kunstgeschichtlich, er will eine Typengeschichte (oder wie er bescheiden sagt, Vorarbeiten zu einer Typengeschichte) der mithräischen Bildwerke und damit einen Beitrag zur Kunstgeschichte der Spätantike, in deren Hervorbringungen diese Denkmäler schon nach ihrer Zahl und Verbreitung eine ansehnliche Rolle spielen, bieten und „auf Grund derselben an einigen Stellen Cumonts Deutungen rektifizieren sowie das Verhältnis zu den Bildwerken der parallelen Religionen und vor allem des frühen Christentums nach einigen Richtungen hin bestimmen".

Demgemäß zerfällt das Buch in zwei Hauptteile. In dem ersten: „die mithräischen Bildformen" werden zunächst die hauptsächlichen Typen der Bilder einzeln besprochen und auf die Ursprünge ihrer Motive — das die Darstellungen beherrschende Bild des Stierkampfes bis hinauf in seine altorientalischen Vorläufer — verfolgt; sodann die Komposition dieser Elemente und die tektonischen Formen der Denkmäler in gleicher Weise auf ihre Herkunft untersucht. Von da aus wendet sich der zweite Hauptteil der „religiösen Bedeutung der Mithrasbilder", also dem gedanklichen Inhalt der Bilder zu, um aus ihnen den Charakter des Gottes, den Sinn der Symbolik, die zugrundeliegende Kosmologie zu erfassen und weiter in einer Gegenüberstellung mithräischer und altchristlicher Kunst nicht nur mehrfach Beeinflussung dieser von jener nachzuweisen, sondern auch aus den Bildwerken die Verschiedenheit der in ihnen sich aussprechenden Religionsideale, je die Eigenart ihrer Opfer- und Erlösungsgedanken scharf herauszuarbeiten.

Die Besonderheit der mithräischen Bildwerke liegt nun darin, daß sie eine Sprache reden, die nicht auf demselben nationalen Boden wie ihr gedanklicher Inhalt erwachsen ist. Der Mithrazismus hat so gut wie keine bildlichen Ausdrucksformen geschaffen, er kleidet seine Gedanken in Bilder, die er, sowohl einzeln wie in ihrer tektonischen Zusammenfügung, der griechischen Kunst entlehnt und in die er seinen eigenen Sinn hineinlegt, die er diesem Sinn zuliebe gelegentlich umformt, wie auch umgekehrt von den Bildern aus griechische Vorstellungen und Gestaltungen in ihn geflossen sein können. Es galt also, die Bilder immer von zwei Seiten, in ihrer ursprünglichen und in der übertragenen Beziehung, zu deuten, wobei auch schon die griechische Fassung vielfach nicht mehr in ihrem offenen, sondern in einem bereits symbolischen Sinne gemeint ist. Für diese Aufgabe war der Verf. durch seine umfassende, in die Gedankenwelt der Spätantike tief eindringende Beherrschung des weit ausgedehnten Stoffes berufen, und es gewährt einen fesselnden Reiz, seiner sicheren und doch behutsamen Führung auf den so verschlungenen Wegen, bei denen auch auf die sich mannigfach mit dem Mithrazismus berührenden parallelen Religionen und sogar auf scheinbar weit abseits Liegendes, wie beispielsweise die homerische Schildbeschreibung, überraschendes Licht fällt, zu folgen bis zu der Schlußbetrachtung, wo er nach der individuellen Auswahl aus den überlieferten hellenistischen Bildformen das Wesen von Mithrazismus, Christentum und Buddhismus zu kennzeichnen sucht.

So ist das Buch weit mehr als kunstgeschichtlich. Aber auch nur kunstgeschichtlich gesehen ist es ein ungemein gewichtiger neuer Beitrag zur Erkenntnis der Universalität der klassischen Kunst.

Erörterung von Einzelheiten ist hier nicht am Platze. Nur eine bisher, soviel ich sehe, nicht gestellte Frage darf vielleicht bei diesem Anlasse vorgebracht werden. In dem obersten Register des großen Pariser Kammeos ist dargestellt, wie ein zum Himmel entrücktes Mitglied des Kaiserhauses von dem dort befindlichen Ahnherrn empfangen wird (Augustus und der Divus Iulius?). Wer ist der orientalisch gekleidete Jüngling mit Weltkugel (dazu siehe das Relief Altieri, Saxl Abb. 6), der den Letztgenannten trägt? Ist es der Himmels- und Lichtgott Mithras und dies sonach das wohl früheste Beispiel seines Eintritts in den Gestaltenkreis der abendländischen Kunst?

Babinger, Franz: **Sherleiana.** Berlin: Reichsdruckerei 1932. (51 S., 4 Taf.) gr. 8°. Angez. von R. Hartmann, Göttingen.

Das Interesse an den Abenteurern Sherley ist besonders durch Le Strange's Übersetzung der Relaciones de Don Juan de Persia (London 1926) neuerdings wieder wachgerufen worden. In L.-L. Bellan's Chah Abbas I ist naturgemäß öfter von ihnen die Rede. Fr. Babinger greift hier unter dem Titel Sherleiana zwei Episoden aus dem Leben von Sir Antony Sherley zu spezieller Untersuchung heraus. In der ersten Abhandlung, die der Reise gewidmet ist, die A. Sherley 1599—1601 im Auftrag von Schah 'Abbās durch Europa ausführte, geht Babinger zum erstenmal unter reicher Verwertung archivalischen Materials den Wegen der persischen Gesandtschaft des Husain 'Alī Beg und A. Sherley's durch Deutschland nach, wobei sich nicht bloß ein anschauliches Bild von dem Eindruck, den die fremdartige Reisegesellschaft hinterließ, ergab, sondern auch ein vertiefter Einblick in das diplomatische Ränkespiel des Abenteurers (zu S. 30, Anm. 4, vgl. jetzt Bellan a. a. O., S. 134). Auch die zweite Untersuchung über A. Sherley's marokkanische Sendung 1605/06 bringt unter Benutzung und teilweiser Mitteilung neuen Urkundenmaterials (Schreiben Sherley's vom 5. X. 1605 an Kaiser Rudolf) weitgehende Klärung über seine Tätigkeit.

Der Ertrag der Arbeit beschränkt sich nicht nur auf die im Zentrum der Untersuchung stehenden Fragen, sondern greift dank der ungewöhnlichen Quellenkenntnis des Verf.s in weitem Umfang darüber hinaus. Ausdrücklich hervorgehoben seien hier nur die wertvollen Beobachtungen über die Kupferstiche der Mitglieder der persischen Gesandtschaft, die in guten Reproduktionen dem Werkchen beigegeben sind.

Mackensen, Lutz: **Handwörterbuch des deutschen Märchens**, hrsg. unter besonderer Mitwirkung von J. Bolte und Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen. Bd. I (Abend — Exotische Vögel). Berlin: W. de Gruyter & Co. 1932/33. (XVI, 8, 659 S.) 4°. Subskriptionspreis RM 42.50; geb. RM 45 —. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Nach langem Zeitraum ist nunmehr mit dem Erscheinen der achten Lieferung der erste Band dieses trefflichen Nachschlagewerkes vollständig geworden. Was wir bei der Beurteilung der drei ersten Lieferungen sagten (vgl. OLZ 1933, Sp. 413f.), trifft auch für die Fortsetzung zu. Im allgemeinen sind die einzelnen Artikel auch weiterhin ausführlich und prägnant und trotz der großen Fülle des dargebotenen Materials klar und lesbar. Wenn die einzelnen Artikel bisweilen gegen einander nicht ausgeglichen sind und mancher Aufsatz unter etwas zu großer Kürze leidet, so ist das nicht nur auf die große Zahl von Mitarbeitern, sondern ebenso auf den Stoff zurückzuführen. Wir können dem Herausgeber nur darin beipflichten, wenn er im Blick auf den Gärungszustand gerade dieses Zweiges volkskundlicher Forschung der Meinung war, „den unter sich sehr verschiedenartigen Beiträgen mit größter Loyalität begegnen zu müssen. Es wäre falsch, heute schon ein solches Werk unter ein festes Dogma zu stellen. So ließ ich den Widerstreit der verschiedenen Ansichten und Betrachtungsweisen ruhig in die Spalten dieses Buches hineinfließen; Verweise von dem einen auf den andern Artikel sollen dazu helfen, daß sich der Leser seine eigene Ansicht bilden kann".

Was dieses Werk von Bolte-Polivkas Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm (KHM) unterscheidet, ist, daß hier den Problemen des Märchenstils, der erzählungstechnischen Bedeutung der einzelnen Märchenzüge und der Eindeutschung fremder Anregungen in besonderer Weise nachgegangen wird. Wir verweisen besonders auf die Artikel von Kahlo: „Doppelmärchen", „Elementare Gedanken im Märchen", „Entstehung der Sagen- und Märchenmotive", von Berendsohn: „Einfache Formen", „Epische Gesetze der Volksdichtung", ferner auf die Aufsätze: „Buchvarianten" (Heckscher), „Edda" (Kaiser), „Christliche Motive im deutschen Volksmärchen" (Ittenbach), „Erziehungswert des Märchens" (Mackensen) und „Ethnologische Märchendeutung" (v. Sydow). Die monographische Behandlung der wichtigsten deutschen Märchensammler und -forscher — wir nennen Brentano, Wilhelm Busch, Boccaccio, Büsching, Chamisso, Dähnhardt — dient neben der Vertiefung wissenschaftsgeschichtlicher Kenntnisse auch methodischen Erwägungen, wie denn überhaupt methodologische Fragen eingehend berücksichtigt sind. Von allgemeinen Märchenmotiven und -stoffen (wie z. B. Blendung, Blut, Brot, Diener, Einäugigkeit, Gang nach dem Eisenhammer, Entführung) dürften für den Leser der OLZ von besonderem Interesse sein: „Braut" (Heiligendorff, Golther, Liljeblad und Mackensen), „Brief" (Schuir), „Die zwei Brüder" (Taylor), „Danaiden" (Aly), „Dreizahl" (Kahlo), „Einhorn" (Voretzsch), „Engel" (Wrede), „Entzauberung" (Heiligendorff) und „Erlösung" (Ittenbach, Diewerge und Weydt), „Der erste, zuerst" (Heckscher). Auf 22 Seiten hat sich Kaiser der sehr mühevollen Arbeit unterzogen, ein an den KHM orientiertes Register aufzustellen (S. 637—659), wofür jeder volkskundlich Forschende nur dankbar sein kann. Daß auf das große Motivregister von Stith Thompson, das zurzeit in den Folklore Fellows Communications (FFC) im Druck ist, hier bereits durch fettgedruckte Ziffern am Rande der einzelnen Aufsätze hingewiesen wird, erhöht die Nützlichkeit und Brauchbarkeit des vorliegenden Nachschlagewerkes, auf dessen weitere Bände wir hoffentlich bald werden rechnen dürfen.

Ägyptologie.

Williams, Caroline Ransom: **The Decoration of the Tomb of Per-Nēb.** The Technique and the Color Conventions. New York: The Metropolitan Museum of Art 1932. (IX, 99 S., 20 Taf.) 4°. = The Metropolitan Museum of Art, Department of Egyptian Art, Vol. III, ed. by Ludlow Bull. $ 8 —. Bespr. von Heinrich Schäfer, Berlin.

In unserer ägyptologischen Literatur werden wir Jahr für Jahr mit einer solchen Fülle neuer Veröffentlichungen überschüttet, daß es einem, dem es um Verinnerlichung zu tun ist, fast unmöglich wird, vom neu Auftauchenden auch nur Kenntnis zu nehmen, geschweige denn es in sich aufzunehmen. Man kann meist nicht mehr tun als die gewöhnlich recht dicken Bände durchzublättern und sie dann beiseite zu legen, in der Hoffnung, wenigstens zu wissen, wonach man später zu greifen hat.

Der Veröffentlichungen, die den bloßen Rohstoff vor uns ausbreiten, bloß die Inschriften abdrucken und zu den Bildern noch einmal mit Worten sagen, was das Auge ihnen viel schneller entnehmen würde, sind erfreulicherweise weniger als früher.

Dagegen häufen sich dafür die an sich vortrefflichen, die im Anschluß an eine Ausgrabung oder an ein einzelnes großes oder kleines Denkmal das Vorliegende nach allen Richtungen erläutern und vielleicht auch noch in seinen Zusammenhang stellen. Und doch hat man auf die Dauer, so sehr man sich auch an dem einzelnen Buche freue, an der Gesamtheit dieser Art, die ja ihre Erkenntnisse fast nach dem Zufalle ordnet, keine rechte Freude mehr. Jedenfalls auf archäologischem Gebiete wächst die Sehnsucht nach zusammenfassenden Arbeiten, die den Stoff einer größeren Gruppe von Altertümern zweckmäßig geordnet und planvoll durchdacht vor uns legen. Irgendwann wird zum Beispiel jemand die ungeheure Fülle sorgfältig zugehauener Werkstücke, die Wreszinskis Atlas und des unschätzbaren Davies' Lebensarbeit besonders für das Neue Reich hergerichtet und bereitgelegt haben, in eine als Ganzes übersehbare, inhaltlich gegliederte Ordnung bringen müssen.

Was wir aufs allerdringendste brauchen, sind jedoch Arbeiten in monographischer Form, die die einzelnen Gebiete geschichtlich und systematisch durchpflügen. Es sollte statt ein paar der überzahlreichen Zeitschriften lieber eine Reihe von solchen Monographien entstehen; wir würden dadurch unserem Ziel, der Gesamterfassung des Ägyptertums, weit nähergebracht.

In solcher Reihe würde als eins der besten das Buch stehen dürfen, das ich hier, durch meine Schuld verspätet, besprechen darf.

Zur Zeit, als G. Maspero der unaufhörlichen Zerstörung von Gräbern in Sakkara und Gise Einhalt zu tun glaubte, wenn er den großen Museen ganze Opferkammern zum Abbruch überließ, erhielt das Metropolitan Museum das Grab des Perneb von einem Gönner zum Geschenk. Es steht seit 1916 mit drei anderen zusammen in New York. Im selben Jahre haben Lythgoe und die Vf.in ein seither in vielen Neudrucken erschienenes Büchelchen herausgebracht, das den Museumsbesucher über alles unterrichtet, was er wissen möchte, und das, wie es bei solchen Schriften immer sein sollte, trotz seiner „populären" Form auch dem Forscher allerlei Nachdenkliches zu sagen hat (The tomb of Perneb, New York 1916 u. ff. 8°).

Das Grab des Perneb, um dessen Opferkammer es sich hier handelt, liegt dicht an der Nordseite des Djoser-Bezirks, neben dem seines Verwandten Schepsesreˁ. Lepsius und Mariette ist es entgangen, so daß es erst 1907 von Quibell gefunden worden ist. Es entstammt dem Ende der 5. Dynastie, also etwa der Mitte des 3. Jahrtausends.

Der vorliegende Band spricht nicht, wie jenes kleine Buch, auch von Bau und Inhalt des Reliefschmuckes der Wände — das wird ausführlich in einer geplanten großen Veröffentlichung der vier Grabkammern des Museums geboten werden —, sondern beschäftigt sich nur mit der Herstellung der bemalten Reliefs. Das Grab eignet sich dazu besonders, weil es im Altertum nicht ganz vollendet worden ist und seine Farbenhaut manche Beschädigungen erlitten hat, die Einblicke ermöglichen in Zustände, die eigentlich nicht mehr sichtbar sein sollten.

In sorgsamster Arbeit läßt die Vf.in den Grabschmuck vor uns entstehen. Ihre Vorarbeiten gehen bis in die Jahre 1915/16 zurück, wo die Oberfläche noch nicht einer Schutzbehandlung unterzogen war. Überall sind vergleichende und ergänzende Beobachtungen aus den anderen New Yorker Opferkammern, den Gräberstädten von Sakkara und Gise sowie den andern großen Museen eingestreut.

Ich will von der Art und dem Inhalte des Buches durch Stichworte einen Begriff geben:

Die Blöcke werden, nur in den aufgehenden und den Lagerfugen endgültig geglättet, versetzt. Die sichtbaren Flächen werden an der Wand geglättet. Leicht rötlicher Mörtel füllt Fugen, Löcher und Risse. — Die erste vorläufige Skizze: Vorzeichnung aus roter oder schwarzer Farbe; manchmal liegt Schwarz über Rot (und gelegentlich dieses noch über Gelb). Die Wand wird durch die großen Linien der wichtigsten Bildbestandteile gegliedert. Für gerade Linien wird das Lineal gebraucht. Senkrechte Linien geben den stehenden Menschenfiguren Halt. Auf ihnen werden die Höhenverhältnisse durch

Punkte abgetragen. Bei Reihen von stehenden Figuren werden durchlaufende waagerechte Proportionslinien gezogen, auf denen nur selten, wie beim Berliner Manofer, Punkte für die Breitenmaße sichtbar sind. Die Zahl der waagerechten Linien wird nach der 5. Dyn. um eine für die Waden vermehrt. Die Proportionslinien überhaupt sind vor der 5. Dyn. nicht nachzuweisen, Liniennetze statt der Liniengerüste gar im ganzen Alten Reiche nicht. Irgend ein Zwang zur Verwendung der Hilfslinien besteht nicht, und die späteren Stufen der Arbeit verbessern öfters die vorhergegangenen. — Die Reliefbildung: Der schmale Meißel umzieht die Ränder der Figuren mit einer Furche, die sich zur Umrißlinie hin etwas senkt; der Figurenrand bleibt steil stehen. Nun werden die Zwischenräume weggenommen und die Körperflächen leicht modelliert, unter Benutzung von Reibsteinen. Die Bildhauerarbeit wird nicht immer bis zur letzten Feinheit gebracht. Schäden werden mit aufgestrichenem Gips gebessert. — Die zweite vorläufige Skizze: Die ganze Wand wird mit feiner weißer Gipsfarbe getüncht, doch scheint man in älterer Zeit unmittelbar auf den Stein gemalt zu haben. Auf die Gipsdecke wird die Zeichnung noch einmal rot aufgetragen, wobei oft der Reliefumriß verbessert wird. — Der Farbauftrag: Alle Farben sind Erden und Minerale, organische Stoffe kommen erst seit der Ptolemäerzeit vor. Die Farben sind: Rot, und zwar Orangerot und Braunrot; Gelb; Braun (dies alles Ocker); Schwarz (Ruß und Kohle); Weiß (Gips oder Schlemmkreide). Von dem Farbstoff für Grau spricht die Vf.in nicht. Grün ist früher vorhanden als das ägyptische Blau und besteht aus gepulvertem Malachit über Weiß; später wird zerstoßenes Kupfergrün verwendet (chrysocolla). Im Neuen Reiche tritt ein Kunsterzeugnis auf, ein Nebenergebnis der Erzeugung des ägyptischen Blaus. Was die Verfasserin über die Herstellung des Blaus, des größten Beitrages Ägyptens zu den Farbstoffen des Altertums, sagt — sie setzt seine Erfindung in das Ende der 4. oder den Anfang der 5. Dyn. und bringt die Entdeckung in Zusammenhang mit der schon lange geübten Herstellung von Fayence —, ist besonders interessant. Die schwierige, aber so wichtige Frage nach den Bindemitteln wird erörtert, doch ohne festes Ergebnis, wenn auch unter mancherlei Feststellungen. (Leider haben die Luminiszenzerscheinungen unter der Quarzlampe damals noch nicht beobachtet werden können; jetzt wird es wegen des Schutzüberzuges zu spät sein. Bemerken muß ich, daß die Untersuchungen Eibners in seinem Buche „Entwicklung und Werkstoff der Wandmalerei“ (München 1926), soweit sie auf Stücken aus ägyptischen Museen beruhen, zum großen Teile dadurch entwertet sind, daß er die ihm sorgfältig gelieferten Herkunftsangaben über die Proben heillos durcheinandergebracht hat.) Reihenfolge des Auftragens der Farbstoffe: Die Hintergrundfarbe deckt manchmal leicht die Körperfarbe, manchmal ist es umgekehrt; Blau und Grün werden zuletzt aufgelegt, wegen der Schwierigkeit und Kostbarkeit. Die aufgezählten Farben haben verschiedene Töne; Mischung und Veränderung durch Auftragen von zwei Schichten wird besprochen. Später die Farbtöne vermehrt. — Der Brauch in der Farbgebung: Ihn zu kennen ist wichtig für die Deutung von Einzelheiten, vor allem der körperlichen Vorbilder der Hieroglyphen. Hübsch ist, was die Verfasserin über den Unterschied der Linienfarben als „abstrakte“ Zeichnung und als Kennzeichnung farbiger Einzelheiten sagt. Beispiel: Die feinen roten Linien auf den gelben Haaren Hetep-heres der II sollen nicht ein Rotblond geben, sondern sind nichts als die übliche, hier die Haare andeutende Innenzeichnung auf Gelb. Farbenwechsel zur Scheidung der einzelnen Körper bei Staffelung soll nur bei Lebewesen vorkommen. Ausführlich besprochen werden die Fälle, wo die ägyptischen Bilder Farben bieten, die wir anders sehen: Kupfer blau und rot, Haare blau und schwarz usw. (Bei dem Wechsel von Blau und Grün möchte ich darauf hinweisen, daß die nubische Sprache nur ein Wort für Blau und Grün hat. Schäfer, Nubische Texte, Berlin 1917, zu Nr. 523). Die psychologische Erklärung, die John F. Shepard, der Psychologe der Universität Michigan zum Wechsel von grau-schwarz-blau beisteuert, vermag mich nicht recht zu überzeugen. Unterscheidung der Geschlechter beim Menschen durch Farbe: In Medum die Männer rot und gelb, aber niemals Frauen rot. Diese werden erst im Neuen Reiche rot gemalt, oft etwas heller als die Männer. Haben die Ägypter Farben gegeneinander abgewogen und in einen Rhythmus gebracht? — Das Schlußergebnis für den Brauch in der Farbgebung ist: Die Farben müssen ernst genommen werden. Man erlaubt sich bei der Wiedergabe von Naturkörpern keine ästhetischen Veränderungen. Wichtig ist, daß die Verfasserin auch für die Farbgebung zu dem Urteil kommt: We are able to understand the meaning of colors for the most part only when we already know what the painted object is. Das stellt sich genau neben meinen Satz (Von äg. Kunst[3] S. 143), daß wir keine ägyptische Zeichnung eines vielgliedrigen Körpers in dem, was sie darstellt, ganz verstehen können, wenn wir nicht das Vorbild selbst oder wenigstens andere gleichartige Körper kennen. (Als Steuer an die Wahrheit muß ich dabei sagen, daß, ohne daß ich es wußte, v. Bissing schon viel früher, Einführung in die Gesch. d. äg. Kunst 1908 S. 11/12, fast genau das Gleiche gesagt hat.) — Es folgen Literatur- und Stichwörterlisten, die nach den verschiedensten Gesichtspunkten angelegt sind.

Die wenigen Worte können nur einen ungefähren Überblick geben über das, was man von dem Buche zu erwarten hat, aber nichts ahnen lassen von dem reichen Schatze an Einzelbeobachtungen, mit denen es gefüllt ist. Sauberkeit und Peinlichkeit, die doch nie den Blick auf die größeren Zusammenhänge verliert, sind wir schon von den früheren Arbeiten der Vf.in gewöhnt. Umsichtig und doch ohne Breite sind hier alle Möglichkeiten erwogen, und wo keine endgültige Lösung geboten wird, ist ehrlich darauf aufmerksam gemacht. Damit ist etwas geschaffen, was für die Malerei mindestens des Alten Reiches grundlegend ist. Von solchem Boden aus können wir prüfend und ergänzend getrost weiter bauen.

Goldstein, Miron: **Internationale Bibliographie der altägyptischen Medizin 1850—1930.** Berlin-Charlottenburg: Ägyptologischer Verlag Miron Goldstein 1933. (46 S.) 8°. RM 10 —. Bespr. von H. Grapow, Berlin.

Diese Bibliographie soll nach den Worten ihres Bearbeiters „einen einführenden Überblick über die weit verstreute wissenschaftliche Spezialliteratur zur altägyptischen Medizin

geben". Sie umfaßt 243 Titel von Büchern und Zeitschriftenaufsätzen, für die eine systematische Einteilung versucht ist; innerhalb der einzelnen Abteilungen ist die Anordnung chronologisch-alphabetisch. Die Literatur ist durchgezählt und so verteilt: Allgemeines, medizinische Papyri Nr. 1—98; Ärztestand, medizinische Gottheiten Nr. 99—121; Anatomie, Physiologie, innere Medizin Nr. 122—143; Chirurgie Nr. 144—154; Gynäkologie, Geburtshilfe, Kinderheilkunde Nr. 155—174; Dermatologie, Venerologie, Urologie Nr. 175—190; Neurologie, Psychiatrie Nr. 191—196; Ophthalmologie, Otologie Nr. 197—205; Zahnheilkunde Nr. 206—211; Tierheilkunde Nr. 212—217; Pharmacie Nr. 218—243. Am Schluß führt ein Namenverzeichnis die Vielen (über 125 Namen!) alphabetisch auf, die als Berufene und Unberufene diese erstaunlich umfangreiche Literatur über die altägyptische Medizin verfaßt haben, von der allerdings gar manches heute veraltet und kaum noch wissenswert ist.

Der sehr fleißige und umsichtige Bearbeiter, der aus abgelegenen und dem Ägyptologen oft unbekannten und schwer zugänglichen medizinischen und anderen Zeitschriften so Vieles zusammengetragen hat, ist sich bewußt, daß er eine internationale Vollständigkeit nicht anstreben konnte. Und in der Tat ist ihm auch einzelnes Wichtige entgangen, und zwar auf ägyptologischem Gebiet, das ihm wohl trotz aller Bemühung nicht so vertraut war. Man vermißt die Erstausgabe des Berliner mediz. Papyrus 3038 von Brugsch in seinem Recueil des monuments égyptiens Bd. II Tafel 85—107 und Seite 101—120 Leipzig 1863, aus der das von Goldstein unter Nr. 3 angeführte Buch von Brugsch aus demselben Jahre nur ein Auszug ist (der erläuternde Text mit einer Tafel). Von den Bearbeitungen dieses zuerst bekannt gewordenen medizinischen Papyrus hätte ich gern angeführt gesehen den Überblick, den Erman in dem Handbuch: Aus den Papyrus der königl. Museen, Berlin 1899 auf Seite 63—76 gegeben hat. — Der Abschnitt Tierheilkunde nennt allerlei Bearbeitungen des Veterinärpapyrus von Kahun; aber dessen Ausgabe ist nicht angegeben, ebensowenig wie die des Buches über Frauenkrankheiten aus Kahun. Beide Papyrus sind von Griffith herausgegeben und ausgezeichnet bearbeitet in Hieratic Papyri from Kahun and Gurob, London 1898, Tafel 5—7 und Seite 5—14 des Textbandes. Ohne diese Pionierarbeit würden all die Untersuchungen über „Gynäkologie" und „Tierkrankheiten" nicht möglich gewesen sein.

Und dabei muß ich eine Beanstandung der Anordnung machen: Es wäre gut gewesen, die Ausgaben der Papyrus voranzustellen, als der Grundlage alles dessen, was über sie geschrieben ist. Um ihrer vollständigen Aufzählung willen hätte man gern auf diesen oder jenen Aufsatz verzichtet, den irgendwer irgendwo ohne genügende Kenntnis auf Grund schlechter Übersetzungen verfaßt hat. Das ist natürlich hier so wie bei allen derartigen Bibliographien, daß auch der Erfahrene einem Buch- oder Aufsatztitel oft nicht ansehen kann, was darin steht, geschweige denn der Laie. Herr Goldstein hat sich bemüht, in manchen Fällen kurz den Inhalt anzudeuten, wo der Titel ihn nicht erraten ließ. Aber abgesehen davon, daß es auch manchmal nicht geschehen ist (vgl. z. B. Nr. 58: Naville, Un passage du pap. med. de Berlin, Sphinx 14, 137—142), allzuviel ist damit oft auch noch nicht gewonnen. Was in solcher Zusammenstellung, die möglichst vollständig sein und jeden kleinen Beitrag nennen möchte, nicht zum Ausdruck kommen kann, ist eine Wertung der Arbeiten. Und wie verschiedenartig und ungleichwertig sind nicht gerade die Beiträge zur ägyptischen Medizin! Das liegt am Stoff und in der Geschichte dieses Zweiges der Ägyptologie.

Es ist interessant, den ersten Abschnitt dieser Bibliographie „Allgemeines, medizinische Papyri" einmal für die Geschichte unseres Wissens von der altägyptischen Medizin durchzugehen. Der erste Papyrus, der bekannt wurde, ist der Berliner 3038 aus Dyn. 19. Brugsch hat ihn herausgegeben und die erste Übersetzung versucht in seinem Recueil 1863, nachdem er schon zehn Jahre vorher in der Allgemeinen Monatsschrift für Wissenschaft und Literatur, Braunschweig 1853 „über die medizinischen Kenntnisse der alten Ägypter und über ein alt-ägyptisches medizinisches Manuskript im Königl. Museum zu Berlin" einen ersten Überblick über den Inhalt gegeben hatte. Dazwischen liegt die Untersuchung von Chabas über einige Teile des Papyrus in seinen Mélanges égyptologiques 1862. Mit diesen Arbeiten der beiden auch hier bahnbrechenden Gelehrten begann die Wissenschaft von der altägyptischen Medizin, die einen mächtigen Anstoß erhielt durch die Veröffentlichung des Papyrus Ebers 1875, der seitdem im Mittelpunkt der Forschung steht. Allein bis 1898 sind mehrere Dutzend Aufsätze von Ägyptologen und Ärzten über ihn erschienen und ihre Zahl ist danach immer noch mehr angeschwollen. Was von ärztlicher Seite zum Verständnis des Pap. Ebers beigetragen ist, beruht zumeist auf der unzulänglichen Übersetzung, die der Arzt H. Joachim 1890 vollständig zu geben wagte. Denn ein Wagnis war es, damals einen Text zu übersetzen, der zum größeren Teil nur aus Rezepten besteht mit hunderten von unbekannten Drogen aller Art, der Krankheiten nennt, die wir nur zum Teil einigermaßen sicher bestimmen können, und über dessen Komposition und Alter wir bis heute noch nicht ordentlich Bescheid wissen.

Das schon genannte Jahr 1898 schenkte uns zwei weitere medizinische Papyrus: das Buch von den Frauenkrankheiten aus Kahun und den Veterinärpapyrus, über deren Ausgabe durch Griffith ich schon gesprochen habe. Im Jahre 1905 gab Reisner ein neues medizinisches Sammelwerk nach Art des Pap. Ebers heraus: den Pap. Hearst (dessen Niederschrift etwas jünger ist als die des Ebers, der etwa 1600 v. Chr. geschrieben sein wird). Der schon seit 1871 als vorhanden bekannte Pap. med. London wurde erst 1912 von Wreszinski veröffentlicht; es ist ein Sammelwerk wie der Hearst und Genossen. 1930 erschien dann der Pap. Edwin Smith in der glänzenden Bearbeitung Breasteds; an ihn knüpft sich eine neue Belebung des Studiums der ägyptischen Medizin, die noch anhält und der ja auch wohl die vorliegende Bibliographie zu verdanken ist.

Mit diesen sieben Papyrus steht es zurzeit so, daß für die beiden aus Kahun (Frauenkrankheiten und Tierheilkunde) die Ausgabe und Bearbeitung von Griffith maßgebend ist, für den Pap. Edwin Smith (der unter anderm ein umfangreiches Buch über Wundbehandlung enthält), die eben erwähnte Bearbeitung durch Breasted. Von den vier Sammelwerken hat Wreszinski den Hearst, den Berliner

Pap. und den Pap. London in seiner „Medizin der alten Ägypter" übersetzt. Für den Pap. Ebers gibt es eine neuere Gesamtübersetzung nicht, dafür aber allerlei Bearbeitungen von einzelnen Teilen desselben, Bestimmungen von Krankheits- und Drogennamen, Untersuchungen, für die neuerdings besonders der norwegische Arzt Ebbell mit Erfolg tätig ist, dem als Ägyptologe H. O. Lange zur Seite steht, der sich schon immer für die ägyptische Medizin interessierte und der für das ägyptische Wörterbuch den Kahunpapyrus (mit den Frauenkrankheiten) und den Ebers mustergültig verzettelt hat.

Für die aus den verschiedensten Bestandteilen verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft kompilierten Sammelwerke (Pap. Ebers, Hearst, Berlin 3038 und London) hat die Forschung zunächst da wieder einzusetzen, wo Schäfer vor vierzig Jahren in seiner Dissertation und einigen Aufsätzen in der Ägyptischen Zeitschrift einen guten Anfang gemacht hat: Analyse des Inhalts; Bau und Sprache der verschiedenen Bestandteile und deren Scheidung nach Inhalt, Form und Quellen; Entstehung der Sammelwerke; Neuordnung des ganzen Materials von Rezepten und Diagnosen nach Krankheitsgruppen; und Anderes mehr. Also zunächst einmal ist es ganz schlichte philologische Arbeit, die gemacht werden muß. Erst nach solchen im Gang befindlichen Untersuchungen über die ägyptischen medizinischen Papyrus kann an eine neue Übersetzung der Texte gedacht werden, die den Ärzten und Medizingeschichtlern die sichere Grundlage für ihre weitere Arbeit geben wird.

Ich zweifle nicht, daß die Bibliographie Goldsteins sich für diese Arbeiten dem Ägyptologen sowohl wie dem Mediziner als ein unentbehrliches, nützliches Hülfsmittel erweisen wird, für das jeder Benutzer dem Bearbeiter dankbar sein muß.

Hoffentlich sucht der Mediziner hinter den großartig klingenden Gruppenüberschriften wie Anatomie, Neurologie, Psychiatrie, Venerologie usw. nicht zuviel. Ich habe gewiß die größte Bewunderung für das, was die altägyptische Medizin geleistet hat, aber ich hätte mir diese Überschriften etwas schlichter gewünscht. „Augenheilkunde" wird meinem Gefühl nach dem Inhalt der betreffenden Rezepte besser gerecht als „Ophthalmologie", wobei man leicht an mehr denkt, als die im Grunde doch einfachen, ja primitiven Mittel an tatsächlichem Wissen um die Augenkrankheiten und ihre Heilung enthalten. In der ägyptischen Medizin, die Blindheit durch Einträufeln einer bestimmten Flüssigkeit ins Ohr zu heilen sucht (weil der ägyptische Arzt einen doch tatsächlich nicht bestehenden organischen Zusammenhang zwischen Auge und Ohr annahm) von „Ophthalmologie" zu sprechen, klingt um einen Grad zu wissenschaftlich. Ich habe gar nichts gegen solche internationalen wissenschaftlichen Fachausdrücke und weiß, daß sie notwendig sind, aber sie müssen auch am richtigen Ort gebraucht werden. Hier scheinen sie mir ein Aufputz, dessen die trotz alles Irrtums im Einzelnen großen Leistungen der altägyptischen Heilkunde nicht bedürfen.

---

1. **Strothmann, R.: Die koptische Kirche in der Neuzeit.** Tübingen: J. C. B. Mohr 1932. (IV, 167 S.) gr. 8° = Beiträge zur historischen Theologie, 8. RM 9.60; geb. 11.40.

2. **Kopp, Dr. theol. Cl.: Glaube und Sakramente der koptischen Kirche.** Rom: Pont. Institutum Orientalium Studiorum [1932]. (215 S.) gr. 8° = Orientalia Christiana vol. XXV, 1. Bespr. von W. Hengstenberg, München.

In dem Geisteskampf der Jetztzeit steht die Kirche des „koptisch-orthodoxen" Patriarchats von Alexandrien an einer Stelle, von deren Bedeutung selbst den wenigsten Orientkennern etwas bekannt ist. Beheimatet in einem Lande, das sich nicht nur in den letzten Jahrzehnten „in amerikanischem Tempo" ökonomisch entwickelt hat, sondern auch unbestreitbar zum geistigen Mittelpunkt des Arabertums, ja der ganzen Islamwelt geworden ist, nimmt diese Kirche — weit entfernt, das Petrefakt zu sein, als das man sie sich gemeinhin vorstellt — in ganz hervorragendem Maße Teil an der inneren Unruhe, von der heute der vordere Orient erfüllt ist. Es ist deshalb weniger die Anziehungskraft des Islam, und auch nicht die innige Berührung mit den anderen christlichen Religionsgemeinschaften, die sich im Lande niedergelassen haben, was diese Kirche gleichzeitig lebendig macht und gefährdet, als vielmehr der Drang, der sich ihrer „Gläubigen" bemächtigt hat, mitzuwirken an der Ausgestaltung des ägyptischen Nationalismus und im Vollsinn Bürger des modernen Volksstaats zu sein, und der damit in Zusammenhang stehende Aufstand der Laien, die nunmehr schon seit Jahrzehnten die bisherige rein mönchische Führung nicht mehr hinnehmen wollen. Es ist deshalb begreiflich und begrüßenswert zugleich, daß diese von der Gefahr eines inneren Erdrutsches bedrohte Kirche auf einmal zwei Darsteller gefunden hat. Eine Feststellung freilich drängte sich mir beim Lesen der beiden Bücher auf: es läuft durch die Geschichte der von der Arabisierung betroffenen Kirchen, und somit vor allem auch der koptischen, ein Bruch, wie ihn die anderen Kirchen sämtlich nicht erlitten haben. Es ist deshalb von seiten der Koptologen wie der Arabisten noch eine Masse zusammenwirkender Kleinarbeit zu leisten, ehe es möglich sein wird, eine auch nur einigermaßen befriedigende Gesamtschau über den Entwicklungsgang der koptischen Kirche zu gewinnen.

1. Wie interessant das Problem ist und wie berechtigt das Gefühl der Inkompetenz, das den Koptologen befällt, sobald er sich der arabisierten Kirche des zweiten Jahrtausends gegenübersieht, das zeigt eindringlich das Buch von R. Strothmann. Es ist — soweit ich sehe — das erstemal, daß ein Islamforscher der Darstellung einer der arabisierten Kirchen seine Arbeitskraft gewidmet hat. Daß das ein so feinsinniger und hellhöriger Kenner der islamischen Sektengeschichte, wie Strothmann einer ist, getan hat, darf noch besonders begrüßt werden. Seine Einfühlung reicht deshalb in Tiefen, in

die vorzudringen eben gerade ihm möglich ist, da er das allein schon durch die Sprache verursachte Einsickern arabisch-islamischer Denkformen in die äußerlich unverändert verbliebene Struktur des christlichen Gedankenguts wahrzunehmen und aufzuzeigen imstande ist. Ein gründliches Studium dieses eigenwilligen und höchst originellen Buches kann deshalb insbesondere allen im Orient selbst wirksamen abendländischen Theologen und Missionaren nicht dringend genug anempfohlen werden; sie werden darin Dinge finden, von denen ihre Schulweisheit sich nichts träumen ließ. Es sei hier nur auf die feinsinnigen Ausführungen über die Möglichkeit einer „Rückwärtsabwicklung" der dogmengeschichtlichen Evolution hingewiesen, eine Möglichkeit, die bereits in Muhammeds „Jesulatrie" zu einem die Weltgeschichte bewegenden Faktum sich verdichtet hat (S. 47ff.). — Die Darstellung namentlich der modernen Geschichte der koptischen Kirche seit 1798 bringt eine Fülle gemeinhin unbekannter Tatsachen; die gar nicht unbedeutende Produktion moderner koptischer Theologen (Laien wie Priester) wird einer eingehenden Würdigung unterzogen. Vor allem aber interessiert die Schilderung der ungemein schwierigen Lage der koptischen Kirche, die gegen drei Fronten zugleich zu kämpfen hat. Über die juristischen Auswirkungen der offiziell den Kopten zuerkannten Gleichberechtigung mit den Muhammedanern hätte man allerdings gerne Näheres erfahren. Alles Wissenswerte ist dagegen enthalten in der mit statistischen Angaben verbundenen Schilderung des Verhältnisses zu den anderen christlichen Religionsgemeinschaften; zeitgemäß insbesondere die Aufzeigung der heute gefährlichsten Front, derjenigen der modernen Indifferenz und Gottlosigkeit. Ein wenig enttäuschend ist dagegen die Spärlichkeit der Angaben über die immer noch vom Patriarchat abhängige abessinische Kirche; warum wird nicht einmal auf Strothmanns eigenen Artikel „Die koptischen Metropoliten der abessinischen Kirche der Neuzeit" in Theologische Blätter 9 (1930), 225—230 hingewiesen? Der historische Überblick über die vorarabische Periode ist im allgemeinen wohl gelungen. Es fehlt vor allem die Erwähnung des Dogmatikers der „monophysitischen Orthodoxie", des großen Severos von Antiochien, dessen Name selbst in dem kürzesten Abriß über die Geschichte der koptischen Kirche zu stehen hat, trotzdem die modernen koptischen Autoren ihn verhältnismäßig wenig erwähnen, weil sie eben durch die Arabisierung von ihm getrennt sind. S. 59 ist die Rolle des von Iustinian im Exil gehaltenen Theodosios wesentlich übertrieben geschildert; selbstverständlich waren die Urkunden dieses Patriarchen ursprünglich griechisch abgefaßt. Manche Absonderlichkeit in der Disposition (so findet man unter der Rubrik „Die Evangelischen" Angaben über die Missionierung Nubiens im Mittelalter!) ist aus der Ungefügtheit des Stoffes leicht erklärlich. Übrigens wird die Benutzbarkeit und der Wert des Buches erhöht durch die Beigabe von Patriarchenlisten, einer Liste der koptischen Bistümer und vor allem eines ausführlichen Index.

2. Wesentlich bescheidener sind die Ziele, die Dr. Cl. Kopp sich gesteckt hat. Das Buch ist entstanden aus einem zweimaligen kurzen Aufenthalt im Lande, und der Autor will im wesentlichen nur darüber referieren, was er gesehen hat. Auch er ist jedoch in der Lage, die Ansichten der modernen koptischen Schriftsteller wiederzugeben. Kopp sieht die Dinge vom Standpunkt des die Möglichkeiten einer Union abwägenden katholischen Theologen; dabei nimmt das Buch eine vorbildlich irenische Haltung ein. Die historische Einleitung und der Abschnitt über den Glauben fordern allerdings in manchem einigen Widerspruch heraus. So ist es eben nun einmal nicht richtig, daß der Kampf zwischen Melkiten und „Monophysiten" ein solcher zwischen Griechen und Nationalägyptern gewesen sei (vgl. S. 13). Baut sich doch die Lehre des „monophysitischen" Patriarchats unmittelbar auf der Terminologie des großen Kyrill (vor der Union des Jahres 433) auf und hat sich doch mindestens bis in die Zeit des eben erwähnten Patriarchen Theodosios hinein die bis dahin von Verfolgungen „jungfräulich" gebliebene Kirche Ägyptens frei erhalten von nationaler Verengung. Sogar bis in die arabische Zeit ist die Leitung des Patriarchats in den Händen von Männern geblieben, die Alexandriner oder allenfalls Syrer waren, aber keine Nationalägypter. Auch der große Lehrmeister der koptischen Kirche, der auch von Kopp nicht erwähnte Severos von Antiochien ist ein „Grieche" gewesen. Die Lehre, daß die Verbindung der zwei Naturen in Christus frei geblieben sei „von Vermischung, Vermengung und Verwandlung", die sich in einem Gebet der Basileios-Liturgie findet, ist dorthin nicht aus dem Chalcedonense, sondern aus dem Schrifttum des Severos gedrungen (vgl. S. 19 Anm. 3); K. Lübeck wußte also, warum er dieses Gebet „monophysitisch" nannte, vorsichtiger gewählt wäre allerdings der Ausdruck „severianisch" gewesen. Die Trennung zwischen der Orthodoxie der Reichskirche und derjenigen der schismatischen „monophysitisch"-severianischen Kirchen ist eben eine haarscharfe und für die Augen der

Heutigen kaum mehr bemerkbar. Dies drückt sich aus in der allerdings, wenn man an die Kämpfe der Vergangenheit denkt, staunenswerten Tatsache, daß sich die griechisch-orthodoxe und die koptische Kirche seit 1861 gegenseitig anerkennen, ja daß jetzt koptische Kleriker an der Universität in Athen studieren. So ist es unvermeidlich, daß die Argumente, mit denen die neuzeitliche griechische Apologetik sich der römischen Propaganda unter Benutzung protestantischer Wissenschaft zu erwehren sucht, auch von den Kopten, oft unter Verleugnung ihrer eigenen Traditionen, übernommen werden. Daß die koptische Kirche hierbei Gefahr läuft, berechtigten bodenständigen Eigenguts in Lehre und Liturgie verlustig zu gehen, ist unbestreitbar. Und diese Gefahr wird noch verstärkt durch die drohende Laizisierung der Kirche. Es ist deshalb ein Verdienst von Kopp, daß er auf 141 Seiten sowohl den Ritus wie die Lehre der sieben Sakramente einer eingehenden Beschreibung unterzieht. Er hat dabei immer mit den Augen der Liebe und gänzlich frei von der üblichen verständnislosen Überhebung des Abendländers beobachtet. — Ein sehr dankenswertes Literaturverzeichnis zeigt, einen wie weiten Überblick sich der Verf. verschafft hat, ehe er sein Buch niederschrieb. Grundlegende Werke, wie Jean Masperos „Histoire des Patriarches d'Alexandrie" und vor allem Lebons „Le monophysisme sévérien" sucht man darin allerdings vergeblich.

Keilschriftforschung.

1. **Pfeiffer,** Robert H.: **Excavations at Nuzi** conducted by the Semitic Museum and the Fogg Art Museum of Harvard University, with the cooperation of the American School of Oriental Research at Baghdad. Vol. II: The Archives of Shilwateshub Son of the King selected and copied. Cambridge: Harvard University Press, and London: Oxford University Press 1932. (XXV S., 90 Taf.) 4°. = Harvard Semitic Series. Editorial Committee J. R. Jewett, D. G. Lyon. Vol. IX.
2. **Lutz,** Henry Frederick: **Legal and economic documents from Ashjâly.** S.-A. a. „University of California Publications in Semitic philology" X, Nr. 1 (S. 1—184). 4°. Berkeley: University of California Press 1931.
3. — **Real estate transactions from Kish.** Ebda X, Nr. 3. 1932.
4. **Scheil,** V.: **Actes juridiques Susiens (suite).** Paris: Ernest Leroux 1932/33. (V u. 215, IV u. 129 S.) 4°. = Mémoires de la mission archéologique de Perse XXIII u. XXIV. Bespr. von P. Koschaker, Leipzig.

Wenn ich im folgenden eine Reihe neuerer Publikationen keilschriftlicher Rechtsurkunden etwas summarisch anzeige, so glaube ich dies damit rechtfertigen zu können, daß ich gleichzeitig eine ausführlichere kritische Würdigung, für die in dieser Zeitschrift kaum Platz wäre, in der Zeitschrift für Assyriologie XLII gebe.

1. Der erste Band dieser zweiten Serie der Publikation der Texte aus Nuzi war noch von dem leider inzwischen der Wissenschaft entrissenen Professor E. Chiera in der Harvard Semitic Series V herausgegeben worden. Vgl. meine Anzeige in OLZ 1931, S. 223f., 1932 S. 399. Der zweite Band, besorgt von Professor Pfeiffer, steht editionstechnisch nicht ganz auf derselben Höhe. Zwar sind die Kopien gut. Aber es stört, wenn sie Ergänzungen von Lücken bieten. Denn diese enthalten immer ein subjektives Moment, und die Kopie soll nur das geben, was die Tafel enthält. Ich habe zwar nirgends gegen diese Ergänzungen sachlich etwas einzuwenden gefunden. Aber sie sind auch meistens so naheliegend, daß jeder einigermaßen geschulte Leser sie selbst machen wird, und eben darum überflüssig. Der Herausgeber bietet außer 120 kopierten unter Nr. 121—158 in Umschrift noch weitere Stücke, bei deren Auswahl ein bestimmtes Prinzip nicht zu erkennen ist. Ich wenigstens vermag nicht zu beurteilen, welchen Zweck es hat, unter Nr. 121—136 Darlehensurkunden zu publizieren, nachdem die Kopien eine ganze Anzahl von Texten dieser Art enthalten. Wenn weitere solcher Texte nicht in Kopien publiziert werden sollten, so hätte es auch genügt, bloße Regesten zu geben. Was sollen ferner fragmentierte oder unbestimmbare Texte wie Nr. 128, 134, 139, 140, 142, 147, 148, 151, 153? Entweder lasse man sie als unbedeutend fort oder man beschreibe sie, wenn man sie bestimmen kann. Hält man sie aber für wichtig, so ist die Kopie unentbehrlich, desgleichen bei solchen Texten, in denen der Herausgeber zu sicheren Lesungen nicht gelangte, oder bei umfangreicheren Tafeln wie den großen Prozeßurkunden Nr. 141, 143, der Eheurkunde 145, der Selbstverpfändung (?) 152.

Die Urkunden von Nuzi kommen bekanntlich aus Familienarchiven. Während die Texte der ersten Serie die Akten der Familie des Tehip-tilla bringen, berichten diejenigen der zweiten, gefunden in einem anderen Hause, über die Familien des Akkuia-Zigi-Ilānu, die untereinander verbunden sind. Sie sind auch in dem vorliegenden Bande vertreten, vor allem durch Pfandurkunden (*tidennūtu*) 97—107, 118, 155, 156 und Verkaufsadoptionen: 109, 110, 113 bis 116, 157. Dazu kommen neu die in demselben Häuserkomplex gefundenen Akten des „Königsohns" Šilwa-Tešup. Sie zeigen uns ihn als Grundherrn mit großem Herdenbesitz (vgl. die Bescheinigungen über an Angestellte übergebenes Vieh Nr. 50—65, 112, 137, 138), als Kreditgeber (zahlreiche Darlehensurkunden Nr. 68—88, 90—93, 95, 121—126, 128—136), sowie in verschiedenen Geschäften, die er selbst, seine Familienangehörigen oder endlich seine Sklaven und Angestellten abschließen, so Pfandverträge über Grundstücke und Personen (13, 15, 28), Verkaufsadoptionen (19—21), Tausch (18), ein interessanter Ehevertrag, in dem Šilwa-Tešup seine Schwester verheiratet (Nr. 24, dazu Koschaker, ZA 41, 87), Schenkung auf den Todesfall (29) und unter Lebenden (*makannūtu*, vgl. Koschaker, ZA 41, 26[2]): 30, 35. Die Prozeßurkunden betreffen meist Diebstähle (7, 8, 12). Nr. 10 ist ein Protokoll über richterlichen Augenschein über Verletzungen eines Sklaven bei einer Prügelei, ein Promemoria (*taḫsiltu*) über Eingeständnis eines Diebstahls enthält Nr. 94. Er-

wähnenswert Kupfergeld in Dolchform (*ḫasinnu*) in 106, 12 und die meist amtlichen Briefe Nr. 1—6, darunter das für die Datierung der Nuzitexte so wichtige Schreiben des Mitannikönigs Šauššatar (Nr. 1), das schon Speiser, JAOS 49, 270f. bearbeitet hat.

2. Mit einer bisher unbekannten Fundstätte von Rechts- und Verwaltungsurkunden macht uns Lutz bekannt. Die 110 Texte kommen von klandestinen Grabungen aus Aschdjaly (richtig Ischdjali), etwa 20 km südöstlich von Baghdad am linken Ufer der Dijala gelegen. Dank der Ausgrabungen des Oriental Institute von Chicago, die seit Herbst 1930 unter der Leitung H. Frankforts in dem etwa 30 km nordöstlich von Ischdjali gelegenen Tell Asmar, dem alten Ešnunna, stattfinden (vgl. die Berichte I und II von Frankfort und Genossen in Oriental Institute Communications Nr. 13 und 16), wissen wir, daß Ischdjali zu Ešnunna gehörte, dessen Herrscher in den Daten der Urkunden begegnen. Der alte Name von Ischdjali war, wie Lutz aus den Urkunden richtig ableitet, Dūr-Rimuš. Schwieriger ist ihre chronologische Einordnung. Doch ist außer Zweifel, daß sie der Zeit der ersten Dynastie von Babylon angehören. Speziell die Kaufurkunden sind im Formular denjenigen des benachbarten, etwa 50 km entfernten Sippar dieser Zeit sehr ähnlich bis auf die Vertragsstrafe für Eviktion, bestehend in einer Geldbuße und Ausreißen der Zunge. Die akkadische Schreibung dieser Klausel zeigt, daß sie bodenständig und nicht wie das übrige Formular sumerischen Ursprungs ist. Sie erinnert an Susa, wo um dieselbe Zeit neben oder ohne Geldbuße dem Vertragsbrüchigen Abschneiden von Hand und Zunge angedroht wird. Elamischer Einfluß wäre denkbar, zumal die politischen Beziehungen Ešnunnas zu Elam enge gewesen zu sein scheinen. Vgl. Frankfort I 26f., ferner San Nicolò, Zeitschr. d. Savigny-Stift., romanist. Abt. 53, 482. Die Hauptmasse der Geschäftsurkunden machen Darlehen aus, meist zinslose (*ḫubuttatum*) Naturaldarlehen, gegeben von Ilšu-nāṣir allein oder zusammen mit einem Nanna-ki-ág. Die Rückzahlung erfolgt *ana maškanim* „an der Tenne?", d. h. zur Ernte, widrigenfalls Verzugszinsen zu leisten sind. Jedenfalls enthalten die Worte nicht bloß eine Orts-, sondern auch eine Zeitbestimmung. Erwähnenswert ist Nr. 58, ein Dienstvertrag mit einem Hirten und der Verpflichtung, eine bestimmte Zahl von Tierjungen zu liefern und Haftung für abhanden gekommene Tiere, ferner die Prozeßurkunden 91, 107, beide von Diebstahl handelnd und nicht, wie Lutz bei der ersten, *šrk* „schenken" und *šrq* „stehlen" verwechselnd, annimmt, von einem Tempelsklaven (*širku*). Verhältnismäßig groß ist die Zahl der Verwaltungsurkunden. Von den 110 Texten hat der Herausgeber 33 — nicht ohne mannigfache Versehen — umschrieben und übersetzt.

3. Die Sammlung der Berkeley Universität besitzt noch weitere altbabylonische Urkunden, aus denen Lutz 7 Kaufverträge aus Kiš veröffentlicht. Sie schließen sich in Form und Inhalt völlig den früher von Thureau-Dangin, Rev. d'Assyriol. VIII 68f. und Langdon, Proc. of the society of Bibl. arch. XXXIII publizierten Urkunden aus Kiš an. In Nr. 4, 15; 6, 9, 15; 7, 14 ist dumu^{pl}-ni = *marū*, nicht der unmögliche Plural *marāniⁿⁱ*, 6, 19 (Innen) doch wohl lú-lú!-ra!.

4. Seit ich den ersten Band der susischen Urkunden in OLZ 1932, 318f. angezeigt habe, sind in kurzer Frist zwei weitere Bände (XXIII, XXIV) der Mémoires de la mission archéol. de Perse (MDP) mit solchen Urkunden gefolgt, von denen der zweite als Anhang auch einige dreisprachige Achaemeniden-Inschriften von Darius und Artaxerxes II bringt. Wenn man bedenkt, daß vor 1927, da Dossin in MDP XVIII eine Anzahl von Geschäfts- und Prozeßurkunden veröffentlichte, kaum mehr als 2 bis 3 Stücke dieser Art aus Susa bekannt waren, daß wir heute bereits an die 400 zählen — hierzu noch 126 Verwaltungsurkunden derselben Periode bei Scheil, MDP X, S. 14f. —, und daß diese Schatzkammer noch nicht vollständig ausgeräumt zu sein scheint, so sind die Gefühle des Dankes, die speziell der Rechts- und Sozialhistoriker dem Herausgeber V. Scheil entgegenbringt, um so lebhaftere. In unermüdlicher Arbeit hat er dieses zum Teil recht schwierige Material nicht nur publiziert, umschrieben und übersetzt, sondern, soweit dies in einer editio princeps möglich ist, auch erläutert und so der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht.

Die Funde aus Susa sind auch insofern von Bedeutung, als sie sich auch für die letzte geschichtliche Periode der Stadt, da sie Σελευκεία ἡ πρὸς τῷ Εὐλαίῳ hieß, ergiebig erwiesen haben. Ich meine die griechischen Inschriften, mit deren Publikation Cumont in MDP XX begonnen und die er seither in einer Reihe von Abhandlungen in den Comptes rendus der Académie des inscriptions (1930, 212f.; 1931, 233f.; 1932, 238f.; 1933, 260f.) fortgesetzt hat. Freilich klafft zwischen diesen und unseren Texten ein gewaltiger zeitlicher, durch Quellen bisher nicht ausgefüllter Abstand. Aber schon hört man, daß bei den Grabungen des Oriental Institute in Persepolis Tausende von Keilschrifttafeln gefunden wurden, die der Perserzeit angehören. Grund genug, um nicht pessimistisch zu sein, aber auch, um das nunmehr bekannte ältere Material mit Aufmerksamkeit zu studieren. Die Probleme, die sich hier schon heute darbieten und in der Zukunft darbieten werden, werden die Beschäftigung mit ihm lohnen.

Eine Reihe juristischer Fragen hat Cuq, wie schon zu Band XXII in der Rev. d'Assyriol. XXVIII 47f., so zu Band XXIII in derselben Zeitschrift XXIX 149f., vortrefflich erörtert. In Untersuchungen über Fragen des Kauf-, Pfand- und Erbrechts habe ich — teilweise mit abweichenden Ergebnissen — die susischen Urkunden berücksichtigt (vgl. Abhandl. d. sächs. Akad. ph.-h. Kl. 42, 1, S. 90f., ZA 41, 46f., Studi in onore di S. Riccobono III 363f.). Vgl. ferner Volterra, Bullettino dell' Istituto di dir. Rom. 41, 289f., San Nicolò, Zeitschr. d. Savigny-Stift. 53, 477, Fliniaux, Les droits antiques antérieurs à la fondation de Rome 17f. Da die letztgenannten Schriften vielfach schon Band XXIII berücksichtigen, so glaube ich mich auf einige Einzelheiten aus Band XXIV beschränken zu dürfen, die seinen reichen Inhalt natürlich nicht im entferntesten erschöpfen.

Unter den Teilungsurkunden fallen Nr. 328—333 durch ihr von den sonstigen Urkunden dieser Art abweichendes Formular auf. Sie beziehen sich fast alle auf die Familie eines Puzur-Mazat und dürften älter sein. XXIII 173, XXIV 340: Teilung unter den Kindern nach Anordnung (Loswurf) des Vaters (340, 9 wohl *ni]g-šu*, zur Phrase *aḫiš igmuru* ebenda vgl. XXII 20, 13 *ištēniš igmuru*). In die Zeit der Sargoniden gehört nach Sprache und Schrift XXIV 342, eine Abrechnung über ausgeliehene Gelder (nicht das Darlehen selbst). Nr. 365 ist die Hingabe eines Grundstücks an Zahlungsstatt für eine Schuld in Gestalt eines Kaufs durch den

Gläubiger; es ist dies die in orientalischen Rechten gebräuchliche Denkform der datio in solutum. Vgl. San Nicolò, Arch. Orientalní IV 179, Koschaker, Abhandl. sächs. Akad. 39, 5, S. 114. Nr. 372 gehört nicht unter louage, sondern enthält eine Bürgschaft (Z. 4f. *ga-ta-ti ša Pa-al-ki-im il-qú-u* „sie haben sich für P. verbürgt"). Unter den Schenkungen wird man Worte, mit der der Ehemann die Schenkung an seine Frau motiviert: 379, 7f. *aššum ittišu inaḫu dulla iliku* „weil sie mit ihm Mühe und Arbeit geteilt hat" in Keilschrifturkunden sonst nicht leicht finden. Über den Ehevertrag 383 wage ich nichts Juristisches auszusagen. Unter den Prozeßurkunden ist ausnahmsweise völlig klar Nr. 393, Anfechtung eines Kaufvertrags durch die Erben des Verkäufers mit der Behauptung, die Urkunde sei gefälscht. Der Erbe des Käufers leistet einen Reinigungseid. Nr. 395 doch eher eine Verordnung als phraséologie juridique.

Schmidt, Erich F., u. Hans Henning von der **Osten: The Alishar Hüyuk.** Season of 1927, Part II (XI, 134 S.) 4°. $ 5 —. Seasons of 1928 and 1929, Part I, II (XXI, 293 S., 46 Taf. und XVII, 148 S., 11 Taf., 1 farb., 2 Tab.) 4°. $ 12 — u. $ 7 —. Chicago/Ill.: The University of Chicago Press [1932 u. 1933]. = The University of Chicago Oriental Institute Publications, Vol. VII, XI u. XX = Researches in Anatolia, Vol. III, IV, V. Angez. von A. Moortgat, Berlin.

Der erste dieser drei Bände bildet die Fortsetzung zu dem bereits OLZ Bd. 34, 1931, Sp. 441ff. besprochenen Bericht über die Grabungs-Kampagne 1927. Er gliedert den Stoff nach Denkmälerarten: Bestattungen, Terrakotten, Siegel und Siegelabdrucke, Münzen und sonstige Kleinfunde.

Die zwei übrigen Bände fassen die beiden Kampagnen 1928 und 1929 zusammen. Sie ordnen die Grabungsergebnisse nach Schichten, innerhalb der Schichten wieder nach Gegenständen.

Der beschreibende Teil dieser mühevollen Arbeiten sowie die Tafeln und Abbildungen behalten ihren vollen Wert; die Zuweisung der Schichten dagegen an bestimmte Völker und Zeiten ist hinfällig geworden nach den jüngsten Grabungen in Boghazköi (Bittel, MDOG Nr. 70 u. 72) und den weiteren Kampagnen in Alishar selbst (v. d. Osten, Nachtrag zu Oriental Institute Communication No. 11, S. 156). In Boghazköi war es möglich, mit Hilfe von Tontafelfunden die neuhethitische und phrygische Schicht zu identifizieren, Älteres fehlt uns dort vorläufig. Der phrygischen Schicht in Boghazköi entspricht Alishar IV, der neuhethitischen ein Teil von Alishar II. Die Funde in Alishar reichen aber zeitlich bedeutend weiter hinauf als in Boghazköi, so daß sich beide Ausgrabungen ergänzen. Schon Alishar II enthält neben neuhethitischen Funden wie die Stempelsiegel b 1478, 1854 und 2175 (Orient. Inst. Publ. XIX S. 145 u. 147) auch Stücke aus der Zeit des althethitischen Reichs, so ein Rollsiegel altsyrischer Art aus der ersten Hälfte des 2. vorchristlichen Jahrtausends, und zwei Rollsiegel, die den kappadokischen nahestehen (O. I. P. VII S. 43), vielleicht auch die Bleifiguren ebenda Abb. 157 sowie die Tontafelbruchstücke S. 140. Alishar III, dessen schichtmäßiges Verhältnis zu Alishar II immer schwer zu deuten war, geht in seiner Keramik mit derjenigen von Kültepe zusammen, vertritt demnach die vorhethitische Kultur der kappadokischen Tontafeln um 1900 v. Chr. Darüber hinaus läßt sich die Entwicklung noch weiter verfolgen bis ins 3. Jahrtausend mit der handgemachten Keramik von Alishar I und schließlich bis in die Steinzeit.

Bereits früher wurde sowohl die verantwortungsvolle Sorgfalt bei der Grabung wie die schnelle Veröffentlichung der Alisharfunde anerkannt; das gilt auch hier in vollem Maße. Wenn die Verfasser genötigt sind, infolge erweiterter eigener Beobachtung ihre Schichtenzahl zu vermehren, so spürt der Außenstehende allerdings den Wunsch, bei endgültigen Veröffentlichungen nicht mehr eine einzelne, sondern eine ganze Reihe von Kampagnen zusammenfassend zu überblicken. Wird die Schichtenzählung auf Grund fremder Beobachtungen zwangsweise umgestellt, so ist daraus zu lernen, daß auch die genaueste Schichtenbeobachtung kein archäologisches Zaubermittel ist, geeignet, aus eigner Kraft auf rein experimentellem Wege die Geschichte einer Siedlung wiedererstehen zu lassen.

Selms, Adrianus van: **De babylonische termini voor zonde** en hun beteekenis voor onze kennis van het babylonische zondebesef. Mit einer Zusammenfassung in deutscher Sprache. Wageningen: H. Veenman & Zonen 1933. (XIII, 115 S.) gr. 8°. Bespr. von Giuseppe Furlani, Firenze.

Diese Monographie über den Sündenbegriff bei den Babyloniern und Assyrern beginnt mit einer kurzen Einleitung (1—7) über Sünde und Schuld als religionshistorische Begriffe, mit einigen Seiten zur Orientierung über die Sünde bei den Babyloniern (7—11) und einem Kapitel über das Ziel und die Methode der Schrift (11—14). Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, den Sündenbegriff der Babylonier an Hand der verschiedenen Termini für Sünde darzulegen und den religiösen Wert dieses Begriffes zu bestimmen. Es werden folgende Termini eingehend untersucht: *ikkibu, anzillu, asakku, annu, ḫaṭû, egû, qalâlu, salû, sêṭu, šêrtu.* Dabei wird die Etymologie stets berücksichtigt sowie das sumerische Prototyp unter-

sucht und versucht, die besondere Nüance in der jeweiligen Bedeutung festzustellen. Dem Sprachgebrauch, dem Vorkommen in verschiedenen Serien und Literaturwerken sowie verwandten Problemen sind die Seiten 57—75 gewidmet.

Nach dieser mehr formellen Untersuchung kommt die religionsgeschichtliche Erfassung des Sündenbegriffes. Der Verfasser unterscheidet drei Gruppen von Termini, respektive Bedeutungen im babylonischen Sündenbegriff: die Tabugruppe, die kultische Gruppe, die sogenannte Neglectio-Gruppe. Šêrtu fällt aus diesen Gruppen heraus. In den letzten Seiten bespricht Selms den sakramentalen Charakter des babylonischen religiösen Lebens und gibt ein Werturteil über den Begriff der Sünde ab, ein Urteil, das nicht von einem hohen Stand dieses Begriffes bei den Babyloniern und Assyrern spricht.

Das Buch enthält einen Index und eine Liste der verwendeten Abkürzungen.

Diese Monographie Selms ist als gut zu bezeichnen. Der Verfasser hat eine vollständige Kenntnis der Literatur über den Gegenstand, verfügt über die nötigen Kenntnisse der akkadischen und sumerischen Sprache und ist in seinen Urteilen besonnen und vorsichtig, wo Vorsicht nötig ist. Es gelingt ihm, die altmesopotamische Auffassung von Sünde und Schuld gut herauszuarbeiten. Hätte er weniger mit modernen religionsgeschichtlichen Ausdrücken operiert, so hätte er vielleicht den Sündenbegriff noch schärfer fassen können und wäre tiefer in die religiöse Weltanschauung der Babylonier eingedrungen. Es wäre zu wünschen, daß sich der Verfasser auch mit den moralischen Begriffen der Babylonier auseinandersetzen könnte.

Baur, P. V. C., Rostovtzeff, M. I., u. Alfred R. Bellinger: The Excavations at Dura-Europos, conducted by Yale University and the French Academy of Inscriptions and Letters. **Preliminary Report of Second Season of Work.** October 1928 — April 1929. (XIX, 225 S., 53 Taf.) 4°. 13 s. 6 d. **Preliminary Report of Third Season of Work.** November 1929—March 1930. (XIV, 168 S., 20 Taf.) 4°. **Preliminary Report of Fourth Season of Work,** October 1930—March 1931. (XVI, 290 S., 26 Taf.). 4°. New Haven: Yale University Press; London: Oxford University Press 1931—33. Bespr. von P. Koschaker, Leipzig.

Seitdem ich OLZ 1930, 162f. das monumentale Werk F. Cumonts über die französischen Ausgrabungen in Dura-Europos am mittleren Euphrat und anhangsweise auch den 1. preliminary report über die von der Yale University gemeinsam mit der Académie des inscriptions fortgesetzten Ausgrabungen angezeigt hatte, sind über das gemeinsame Unternehmen drei weitere Berichte erschienen. Die Führung haben die Amerikaner, die Franzosen stellten durch alle Ausgrabungskampagnen den field-director und Architekten Pillet, aber auch Cumonts hervorragendes Wissen und Erfahrung steht dem Unternehmen weiterhin zur Verfügung. Unter den Herausgebern bearbeitet Baur vor allem kunst- und religionsgeschichtliche Fragen, Rostovtzeff Inschriften und Geschichte, Bellinger (seit dem 3. report) Münzen. Daneben zeichnen für einzelne Fragen noch andere Mitarbeiter (Gould, Hopkins, Johnson, Little, Rowell, Welles u. a.). Differenzen in der Beurteilung der Funde — ganz abgesehen davon, daß mit Fortschreiten der Grabungen manche Dinge heute anders gesehen werden als früher — sind bei der großen Zahl der Mitarbeiter allerdings nicht zu vermeiden.

Da ich die Bedeutung der Ausgrabungen in Dura im allgemeinen schon in der obengenannten Anzeige gewürdigt habe, kann ich mich hier auf eine Zusammenstellung des Neuen — in Auswahl — beschränken.

I. Es ist nunmehr ein erheblicher Teil der Wälle freigelegt, darunter das auf die Karawanenstraße nach Palmyra in der westlichen Umwallung sich öffnende palmyrenische Tor mit zahlreichen Inschriften und Graffiti meist aus römischer Zeit (I 32f., II 115f.). Das Tor war militärisch besetzt und Zollstelle. Πυλουροί, τελῶναι und ein τέλος πώρτας werden erwähnt. Ausgegraben wurden ferner eine Anzahl von Gebäuden in der Stadt, auf deren bauliche Beschaffenheit ein Erdbeben im Jahre 160 n. Chr., erwähnt in einer Weihinschrift der πόλις im Tempel der palmyrenischen Götter (II 86f.), von Einfluß war. Im einzelnen seien genannt: ein Gebäudekomplex, in dem schon Cumont den Tempel der Artemis erkannt hatte, für den aber weitere Ausgrabungen von diesem Tempel getrennt einen weiteren der Atargatis und ein für Priester und Bedienstete beider Tempel bestimmtes Haus ergeben haben, alles mit verschiedenen Bauperioden (III 28f.). Der letzten gehört im Artemistempel das Odeon an, nach einer dort gefundenen Inschrift (IV 170) zu urteilen wahrscheinlich für die Versammlung der βουλή und nicht, wie Cumont meinte, zu kultischen Darstellungen bestimmt. Die Grundrisse der Tempel scheinen von Babylon beeinflußt (III 18f.). Ferner zwei Bäder, die notwendigen Begleiter der Römer, in der Nähe des einen gegenüber dem palmyrenischen Tor mit einer Inschrift μεγάλη τύχη τοῦ βαλανίου (IV 78) ein wahrscheinlich der τύχη Δούρας geweihter Tempel; im Nordwesten gegenüber dem Haupteingang zur Zitadelle ein durch römische Soldaten erbauter kleiner Tempel (II 83f.), verschiedene Häuser.

Die völlige Freilegung des Tempels der palmyrenischen Götter an der Nordwestecke der Umwallung gibt Anlaß zu baugeschichtlichen Fragen. Es hat sich nämlich ein älterer Bau ergeben, der erst bei der Erweiterung des Tempels in die Stadtmauer eingeschlossen wurde. Da jene nicht über den Beginn unserer Zeitrechnung zurück verfolgt werden

kann, so folgert Hopkins II 20f. daraus, daß auch die Stadtmauern nicht älter sein können, während Cumont sie in die Gründungszeit der Stadt gesetzt hatte. In diese reicht sicher zurück die sogenannte Redoute (IV 21f.), enthaltend einen Palast, mit ihr gleichzeitig wahrscheinlich ein älterer Bau auf der Zitadelle, unsicher mit welcher Zweckbestimmung, während deren Umwallung mit dem von ihr eingeschlossenen Palast von Hopkins etwa 150 v. Chr. datiert wird. Es wäre also mit der schon von Rostovtzeff I 50f. in Erwägung gezogenen Möglichkeit zu rechnen, daß Dura in der ersten Zeit nur durch den befestigten Palast der Redoute, später auch durch die Zitadelle geschützt war und erst in der Partherzeit Mauern erhielt. Dagegen spricht freilich, daß einzelne Inschriften im palmyrenischen Tor in das 2. Jahrhundert v. Chr. zurückzuweisen scheinen (II 151), und auch für die Tempel der Artemis und Atargatis, die inschriftlich nicht über das 1. Jahrhundert n. Chr. zurückreichen, zieht Bellinger III 19f., 161f. auf Grund von Funden hellenistischer Münzen und Schmucksachen sowie einer zweifellos sehr alten Inschrift für Seleukos Nikator (III 54) zweifelnd ein älteres Datum in Erwägung.

Auch das Ende Duras kann auf Grund der in diesen Berichten vorliegenden Ergebnisse zeitlich mit Sicherheit noch nicht fixiert werden. Neu ist, daß es unter Trajan von den Römern doch eine gewisse Zeit besetzt war. Beweis dessen eine 1¾ km außerhalb der Stadt liegende Ruine, von Cumont für ein Grab gehalten, die sich als ein Triumphbogen zu Ehren Trajans, errichtet 115—116 n. Chr. von seinen Soldaten, herausgestellt hat (IV 3f., 56f.). Die dauernde Besetzung Duras durch die Römer beginnt mit dem parthischen Feldzug des L. Verus (165 n. Chr.). Unter Caracalla wird die Stadt, wie wir jetzt aus einer Inschrift (III 51) wissen, römische Kolonie unter dem Namen Aurelia Antoniniana Europus. Ihre Leidenszeit beginnt mit dem Erstarken der Perser unter den Sassaniden im 3. Jahrhundert. Ein Graffito im Hause des Nabuchelos (vgl. unten IIe und IV 112) weiß für 239 n. Chr. (nicht 260, wie Rostovtzeff-Welles, Comptes rendus de l'Acad. d. inscr. 1931, 176 auf Grund der damals unvollständig gelesenenen Inschrift annahmen) von einer κατάβασις der Perser zu berichten, wohl nur ein Raid in die Umgebung der Stadt. Erobert haben sie die Perser wohl im Zusammenhang mit der römischen Niederlage bei Edessa (260). Ob sie von ihnen eine Zeitlang besetzt gehalten wurde — dafür eine Freske, darstellend einen Sieg persischer Reiter (IV 82f.), wenn sie sicher zu datieren wäre —, dann von Palmyra wieder erobert und erst im Entscheidungskampfe Palmyras mit den Römern (272) endgültig aufgegeben wurde (dafür Rostovtzeff I 60, Johnson II 152), bleibt noch unsicher.

II. An Einzelfunden seien hervorgehoben:

a) Eine parthisch beeinflußte Siegesgöttin — Parallelen aus Palmyra —, gemalt auf eine Holztafel, die den einen Türflügel zu einer Nische, enthaltend die Kultstatuette, bildete, ein interessantes Mischgebilde griechischer und orientalischer Kunst aus dem 2. Jahrhundert p. Chr. (Rostovtzeff II 181f.); Ziegel mit bildlichen Darstellungen zur Dekoration von Wänden (babylonischer Einfluß): Baur IV 42f.; ein parthischer Altar, auf dessen Frontseite der Kampf eines Mannes mit einem auf den Hinterbeinen sich aufrichtenden Löwen (dazu die ähnlichen Darstellungen von Gilgameš auf babylonischen Siegelzylindern) abgebildet ist: Hopkins III 88f., eine bronzene Swastika (Hakenkreuz) zum Stempeln von Opferbroten (II 146).

b) Relief: Hadad und Atargatis, gegenüber ihrem Gemahl sichtlich hervortretend, beide sitzend auf Thronen, deren Armlehnen mit Köpfen von Stieren und Löwen, den Begleittieren der Gottheiten, verziert sind, etwa 3. Jhdt. n. Chr.: III 100f. mit einer eingehenden religionsgeschichtlichen Untersuchung Baurs. Altar geweiht dem Zeus Baitylos τῶν πρὸς τῷ Ὀρόντῃ von einem Soldaten der legio IV Scythica (IV 68). Christlichen Geist atmen Inschriften mit εἷς θεός (IV 150), von einem Christen vielleicht auch die semitische Inschrift auf einer Stele (III 68f.); eine christliche Kapelle (ca. 240, noch nicht publiziert) haben die Grabungen 1931/32 aufgedeckt.

c) Wichtig für unsere Kenntnisse von der Ausrüstung des parthischen Heeres sind Graffiti, darstellend parthische Krieger, berittene Bogenschützen und die gepanzerten cataphractarii und clibanarii: Rostovtzeff II 194f., IV 207f., vgl. auch III 84f. Reste von Panzern, sowohl Schuppen- wie Kettenpanzern (lorica squamata und hamata) sind gefunden worden (III 79f.). Vgl. ferner den aus Holzstäben zusammengesetzten Schild: I 16, II 74f. Zu den schon von Cumont gefundenem Schild mit einem angeblichen Itinerar vgl. jetzt Uhden, Hermes 67 (1932) 117f.

d) Münzen: Bellinger III 139f., IV 259f., meist römisch, in einem Hord auch seleukidische Münzen meist antiochischer Prägung, selten parthische und palmyrenische Stücke. Ob die Zweifel, die Bellinger daraus gegen den Handelsverkehr mit Palmyra ableitet, begründet sind, ist mir nicht sicher, ebensowenig seine Annahme eines verhältnismäßigen Wohlstandes Duras noch nach Caracalla.

e) Über das wirtschaftliche Leben der Stadt im 3. Jhdt. geben Auskunft die Graffiti in dem im Verkehrszentrum gelegenen Geschäftshause des Nabuchelos (Welles IV 79f., Rostovtzeff-Welles, Comptes rendus 1931, 162f.). Er hat die Wände eines Zimmers zu geschäftlichen Notizen benutzt. Ich glaube nicht, daß er dies tat, weil diese Notizen zu unwichtig waren, um auf Pergament oder Papyrus festgehalten zu werden, auch nicht weil dieses Schreibmaterial zu teuer war, sondern es waren wohl erste Aufzeichnungen, die später in die Geschäftsbücher übertragen werden sollten. Daß Nabuchelos solche führte, zeigt ein in der Mauer jenes Raums vorhandenes Schrankfach, das anscheinend zur Aufbewahrung von Manuskripten diente. Es braucht nicht Wunder zu nehmen, wenn diese Notizen sich mitunter auch auf häusliche Angelegenheiten beziehen, z. B. das Horoskop eines Familienangehörigen. Vgl. auch II, 161f. Der Handel umfaßt hauptsächlich Wolle und Textilien, die verkauft werden. Der Umfang des Geschäfts war nicht bedeutend und charakteristischer Weise fehlt jede Erwähnung Palmyras. Das alles ist um so bezeichnender, als das Haus des Nabuchelos für die damaligen Verhältnisse nicht unbedeutend gewesen zu sein scheint. Ein Zeichen des sinkenden Wohlstands der Stadt.

f) Schließlich die von Rostovtzeff-Welles II 201f. veröffentlichte Darlehensurkunde mit Selbstverpfändung (παραμονή) des Schuldners (121 p. Chr.). Sie ist gleichzeitig von den Herausgebern ausführlicher in den Yale Classical Studies II besprochen worden und hat seither unter den Rechtshistorikern eine gewisse Berühmtheit erlangt. Denn sie stellt wichtige Fragen für das Verhältnis von Hellenismus und Orient auf dem Gebiete des Rechts. Ich darf auf meine Untersuchung in den Abhandl. d. sächs. Akad. ph.-h. Kl. 42, 1 und auf Schönbauer, Ztschr.

der Savigny Stift. f. Rechtsgesch. 53, 422f. verweisen, wo auch weitere Literatur.

Die meisten Grabungen haben den Bestand an Pergament- und Papyrusurkunden nicht unwesentlich vermehrt, darunter Dokumente eines römischen Militärarchivs, sowie eine Anzahl griechischer Privaturkunden aus parthischer und römischer Zeit (87—254 p. Chr.), bemerkenswert durch die Form der Doppelurkunde, die sich hier viel länger erhalten hat als in Ägypten, eine weitere Urkunde, wahrscheinlich aus Edessa in syrischer Sprache. Ich verweise auf Rostovtzeff, Comptes rendus 1933 S. 309f., sowie auf seinen und Welles' Bericht am Münchner Papyrologentag 1933, veröffentlicht in den Münchner Beiträgen zur Papyrusforschung.

Auch an anderen Entdeckungen — eine Synagoge mit Fresken, enthaltend Darstellungen aus dem alten Testament (vgl. jetzt Archiv f. Orientforsch. IX, 229f.), ein Mithreum, Tempel des Zeus und Adonis — haben die jüngsten Grabungen Wichtiges ergeben und so die großen Erwartungen, die man in sie setzen durfte, nicht bloß gerechtfertigt, sondern übertroffen.

Die Funde aus Dura, die — was besonders günstig ist — ungestört durch klandestine Grabungen in streng wissenschaftlicher Methode erschlossen werden, können in ihrer Bedeutung für das Verhältnis von Okzident und Orient im Altertum, für die Geschichte und Kultur des noch so wenig bekannten Partherreichs nicht überschätzt werden. Wir dürfen den weiteren Berichten mit größtem Interesse entgegensehen.

Friedrich, Johannes: **Einführung ins Urartäische.** Grammatischer Abriß und ausgewählte Texte mit sprachlichen Erläuterungen. Leipzig: J. C. Hinrichs 1933. (IV, 71 S.) gr. 8°. = Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft, 37. Bd., 3. Heft. RM 5 —. Bespr. von F. Bork, Königsberg i. Pr.

Die Einführung ins Urartäische ist das jüngste der gerade jetzt so notwendigen Bücher, mit denen der arbeitsfreudige Verfasser die deutsche Wissenschaft bereichert hat. Sie ist wie seine früheren Studien sorgfältig gearbeitet und so durchsichtig aufgebaut, daß sie eine wirkliche Einführung in den gegenwärtigen Stand der Forschung mit ihren gelösten und ungelösten Problemen ist. In dem grammatischen Teile wird alles geboten, was man heute billig verlangen kann. Im Gegensatze zu der Schule Marrs bekennt sich Friedrich zur kombinatorischen Methode. Er folgt auch den Anregungen, die ihm das Studium moderner kaukasischer Sprachen vermittelt hat. So kommt er gelegentlich zu anderen Lösungen als seine Mitforscher.

Die Frage der Sprachverwandtschaft hat er einstweilen zurückgestellt. Doch mag hier vorab bemerkt werden, daß nach dem Wortschatze die Gruppe Elamisch—Mitani sowie das Südkaukasische in Frage kommen werden.

Fast zwei Dritteile des Büchleins nehmen die Texte in Umschrift nebst den ausführlich kommentierten Übersetzungen ein, die für den Zweck des Schriftchens eine, wenn nicht die Hauptsache sind.

Leider fehlt eine Schrifttafel, die besonders die Gelehrten vermissen werden, die von Kleinasien und der klassischen Philologie herkommend, den Anschluß nach dem Osten zu suchen geneigt sind.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Watzinger, Prof. Carl: **Denkmäler Palästinas.** Eine Einführung in die Archäologie des Heiligen Landes. I: Von den Anfängen bis zum Ende der israelitischen Königszeit. Leipzig: J. C. Hinrichs 1933. (VIII, 117 S., 10 Abb. im Text u. 88 auf 40 Taf.) gr. 8°. RM 7 —. Bespr. von Joh. Hempel, Göttingen.

Es ist besonders dankenswert, daß derjenige der deutschen klassischen Archäologen, der durch die Ausgrabung von Jericho, die Untersuchung der galiläischen Synagogen und die Bearbeitung der Funde Schumachers von Megiddo (vgl. OLZ 1932, 663ff.) die meiste praktische Erfahrung in der palästinischen Altertumskunde besitzt, ein Gesamtbild der Forschungen und Funde zu entwerfen unternimmt. Nach einer kurzen Skizze der Geographie des Landes und der Geschichte seiner Erforschung wird eine knappe, durch präzise Erklärung der Termini und der Hauptkennzeichen der einzelnen Kulturstufen auch für den „Laien" faßbar gemachte Schilderung der Steinzeit als der „Frühzeit" geboten.

Die ältesten Funde menschlicher Gebeine im Wādi el-'amūd und im Wādi el-mghāra (Neandertalmenschen der Moustérien-Kultur) stellen noch nicht die ältesten Bewohner des Landes dar, die früheste Besiedlung reicht vielmehr bis ins Acheuléen hinauf (umm qaṭafa). Die Möglichkeit eines Bevölkerungswechsels im Jungpaläolithikum wird erwogen, die Höhlenbilder von umm qaṭafa, die dort nicht der ältesten Schicht angehören, werden, den europäischen Parallelen entsprechend, für jungpaläolithisch gehalten, während Neuville, Albright und Mallon sie dem Mesolithicum der Natufienstufe zuweisen wollen (BASOR 49, 16; 50, 9, Biblica 14, 200; die 1933 durch N. Glueck entdeckten [BASOR 50, 9] Felszeichnungen von Kilva sind noch unveröffentlicht). Auch die Natufien-Kultur selbst bedarf noch genauer Untersuchung, insonderheit die Frage nach dem Zusammenhang mit dem sog. „Taḥunien" und der Kultur von Telēlāt ghassūl; füllt das Taḥunien die Lücke zwischen dem Natufien und der Kultur von Telēlāt ghassūl aus (so P. Mallon unter Berufung auf R. Neuville, Biblica 14, 199ff.) oder ist es jünger, bronzezeitlich, nicht mesolithisch (so Albright, BASOR 48, 11 und Watzinger S. 33f.)? Die (Biblica 14, 201[1]) angekündigte Veröffentlichung der Höhle von el-khiām, die die Verklammerung des Taḥ. mit dem Nat. zeigen soll, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Dem Neolithikum weist W. in vorsichtiger Behandlung die Megalith-Denkmäler zu, hält aber die Möglichkeit offen, daß ihre Ausläufer bis in die Bronzezeit hineinführen, nach den Bronzefunden Neuvilles in den sog. „faux cromlechs" des Dolmenfeldes von 'adēme (Biblica 11, 259) mit Recht. Für die Architektur dieser Zeit werden die „Festungen" von 'ammān mit den (Ziegel-)Festungen der 2. Dynastie bei Abydos (rechteckiger Hof mit turmähn-

lichem Wohnbau in einer Ecke) verglichen; anderen Bauten gegenüber übt W. eine gesunde Zurückhaltung. Ein durch seine Keramik in Form (spitzfüßiger Becher) und Bemalung als fremd ausgewiesenes Element schiebt sich in der Kultur von Telēlāt ghassūl in die bodenständig-kanaanäische Entwicklung ein; die Wandmalereien (weitere Belege vgl. soeben in Biblica 15, 1 ff. P. Mallon) lassen das Problem der Beziehungen zu Ägypten in der neolithischen Zeit wieder auftauchen.

In der „kanaanäischen Epoche" (S. 29 bis 76), in der das Land unter immer erneutem Zugriff Ägyptens lag bzw. mit Ägypten in dem umfassenderen politischen Gebilde der Hyksosherrschaft zusammengeschlossen war, sind diese Beziehungen naturgemäß viel deutlicher greifbar, sowohl bei den Waffen, Werkzeugen und Schmuckstücken, auf allen diesen Gebieten von anderen (östlichen wie westlichen) Einflüssen und einheimischen Impulsen (am oberen Ende tondierte Spießnadel?) gekreuzt, als auch in der Keramik.

Schon für die früheste Zeit nimmt W. eine (freilich nicht langwährende) „gegenseitige Formbeeinflussung" an, indem er — Junker stillschweigend folgend (Festschrift P. W. Schmidt 1928, 881 f.) — den „gewellten Henkelwulst" aus dem Delta, dafür aber den Schnurösen-Amphoriskos von Abuṣīr el melek von palästinischen Vorbildern ableitet. Im übrigen kann die frühkanaanäische Keramik als „bodenständig, offenbar in langer Seßhaftigkeit ausgebildet" gelten. Bald nach 2000 wird sie von einer ganz andersartigen abgelöst, deren Formsinn vielfach an Metallvorbildern geschult ist, deren Ornamentik Parallelen im Westen hat, deren Heimat wohl in den phoinikischen Seestädten zu suchen ist, von wo eine südpalästinische Werkstatt die Motive des Dekors übernommen haben mag. Wieweit dabei die Entwicklung im Westen und in Syro-Phöinikien als „unabhängig" voneinander bezeichnet werden, zugleich aber von einer „allgemeinen Entwicklung" gesprochen werden darf, die „sich vielleicht auf das östliche Mittelmeer beschränkt hat" (S. 48), lasse ich dahingestellt. Der westliche Import zu Lande ist zu gering, um auf ihn eine Abhängigkeit zu bauen; stärker ist die phoinikische Einfuhr nach Kypros, aber keinesfalls ist der Osten allein gebend! Hier liegt für unser Wissen noch eine Lücke, und die Versuchung bleibt bestehen, trotz W.s für jetzt berechtigter Skepsis dennoch an eine durch die neuen Bevölkerungselemente (etwa die in den sog. „Ächtungstexten" verfluchten Eindringlinge?) mitgebrachte Technik zu denken. Ehe aber Nordsyrien nicht ganz anders durchforscht ist als heute, ist nicht zur Klarheit zu kommen. Der ägyptische Einfluß zeigt sich in dieser Zeit in der Sitte, die Krughenkel mit („Hyksos"-)Skarabäen zu stempeln. In der spätkanaanäischen Zeit lagert sich dann eine breite Schicht zuerst kyprischen, dann auch mykenischen Importes über die einheimische Ware.

Bleibt für die mittelkanaanäische Keramik der Zusammenhang mit den Hyksos mindestens sehr zweifelhaft — auch Fl. Petrie leugnet die Zurückführung irgend einer Gattung auf sie (Ancient Gaza I. 2f gegen Beth-Pelet, I. 4f.) —, so steht im Gegensatz dazu die Herkunft der Stadtbefestigungen (geböschter Lehmwall) und Torbauten der mittelkanaanäischen Zeit aus dem Norden (Troja II, Boghazkoi, Karkemisch, el-mišrife [Ḳaṭna]) fest. Selbst die älteste bisher genauer bekannte Anlage in Jericho, von Garstang unter der „blauen" Mauer entdeckt, weist im Ziegelmaß bereits Beziehungen zu Troja II auf. Toranlagen sind nicht erhalten, aber wohl sicher mit W. nach dem Muster des Südtors von Gezer (= Troja III) zu rekonstruieren. Ganz abseits steht bisher, soweit ich sehe, das „kupferzeitliche" Graben- und Tunnelsystem vom Tell el-ʿaddschūl, auf das W. so wenig wie auf das nur in Andeutungen bisher bekannte Sichem I (vgl. zuletzt ZAW 1933, 167) eingeht. Sichem I scheint nach den Andeutungen Welters (Arch. Anz. 1932, 294) Jericho I nahezustehen, vor allem in dem Fehlen von Türmen; die Befestigung von Tell el-ʿaddschūl vermag ich bisher nicht einzugliedern; die der Wasserversorgung dienenden Tunnelbauten (S. 62) scheinen ganz anderer Art zu sein. Auch in der Hausarchitektur tritt in der Hyksoszeit mit dem dreigestützten Langhaus ein neues Element zu dem alten Breithaus, das W. mit Recht als selbständige Entwicklungsform aus derselben Wurzel ansieht, aus der auch das hetitische Hilani hervorgegangen ist. Bedenken würde ich freilich haben, den „Langraum" (6,20 × 11,70) des Hauses der Schlangengöttin in Tell bēt mirsim als Wohnraum statt als Hof aufzufassen, da mir eine stützenlose Überdachung eines so großen Raumes schwierig erscheint. Für die „Paläste" vom Tell el ʿaddschūl lagen W. die Veröffentlichungen in Ancient Gaza III noch nicht vor, und die knappen Schilderungen in Ancient Egypt 1932, 1 ff. reichten zu einer exakten Behandlung nicht aus. Jetzt aber ist deutlich zu sehen, wie sich zwar schon in der ältesten Gestalt eine hohe Wohnkultur geltend macht (oder sollten sich auch hier wie in Gezer die Badewannen als Färbbottiche herausstellen?), die Grundrißgestaltung aber (Binnenhof mit Wohnräumen auf 2 Seiten) ist einfacher als die der Westburg von Thaanach und fügt sich dem allgemeinen Schema ein. Auch von seiten der Architektur liegt kein Grund vor, mit Fl. Petri gegen Albright den „Palast I" über 1800 hinaufzurücken (AASOR 13, 73[10]). Der sakralen Deutung von Funden gegenüber bewährt W. eine gesunde Skepsis; für die mittlere Bronzezeit erkennt er nur das Heiligtum von et-tenanīr an. Gerade hier häufen sich nun freilich die Zweifel, nicht an der sakralen Deutung, wohl aber an dem Tatbestand im einzelnen. Ich habe schon ZAW 1933, 167[6] auf Unstimmigkeiten in den Fundbeschreibungen Sellins und Welters hinsichtlich des nördlichen Abschlusses des Komplexes hingewiesen. Eine zweite kommt jetzt hinzu. Welter hatte von dem Fund eines von Amphoren umstellten Fetisch außerhalb des Gebäudes in einem eigenen Temenos berichtet, Sellin von dem eines Phallus (40 × 20 cm) in einem Nebenraum des „Tempels" selbst. Bei W. ist nun Welters „Fetisch" als „Phallus" bezeichnet; liegt hier nicht vielleicht eine Zusammenziehung zweier Funde in einen vor oder ist Sellins Bericht ungenau? Auch für den „Tempel" von Tell balāṭa, der der jüngeren Bronzezeit angehören würde, den W. aber als „Wohnturm" deuten möchte, kann ich die sakrale Deutung noch nicht für widerlegt halten, da Welters Polemik gegen das angebliche Postament des Gottesbildes mindestens in der von ihm vorgebrachten Form unhaltbar und schwer zu verantworten ist (vgl. ZAW 1933, 161[3]). Die Entscheidung über dies Gebäude in Sichem ist aber nicht gleichgültig für die eisenzeitlichen dreischiffigen Bauten mit vorgelagertem Breitraum auf dem Tell en-naṣbe und Tell ed-dschemme, für die W. (S. 101) sich — z. T. mit den gleichen Argumenten wie ich ZAW 1929, 65 ff. — gegen Thiersch für profane Deutung erklärt.

Badè teilt mir aber soeben mit, daß er für einen der beiden Bauten auf dem Tell en-naṣbe demnächst neue Funde vorlegen wird, die die sakrale Deutung zu bekräftigen geeignet seien. Der ägyptische Einfluß ist seit der 18. Dynastie durch die Funde von Bēsān sichergestellt; er kreuzt sich mit Elementen, die aus dem assyrischen Ištarkult hergeleitet werden; einer der Schlangenzylinder aus der Zeit Setis I. zeigt in seiner malerischen Dekoration zugleich Berührungen mit der mykenischen Kunst. Das gleiche Bild eines sich Kreuzens des ägyptischen mit westlichem Einfluß zeigt endlich die Geschichte der Begräbnissitten und der Grabformen: das Kammergrab (vor allem das K. mit Tonnengewölbe) und die Sitte, dem Toten ein Goldblech vor den Mund zu binden, gelten als ägäisch, die anthropoiden Sarkophage von Bēsān, Tell el fārī' und Saḥāb als ägyptisch. Die Bedenken W.s gegen die Beziehungen zu den Goldmasken von Mykene (vgl. ZAW 1933, 61) beruhen namentlich darauf, daß er mit Karo, Schachtgräber I 36ff. diese Masken auf dem Gesicht des Toten liegen, nicht aber, wie ehedem Meurer, auf den Sarg aufgenagelt sein läßt. Ist aber das Diadem der Masken von Bēsān wirklich ägyptisch oder einheimisch zu erklären? Der Mekal von Bēsān, in dem diese beiden Elemente doch am sichersten verschmolzen sind, trägt es nicht! Die Frage der Fundamentopfer, an der W. nicht stillschweigend vorübergeht, ist durch die Fundamentdeposita vom Tell ed-dschemme (vgl. ZAW 1929, 64. 67) und vom Tell el 'addchūl, Palast III (vgl. Anc. Egypt 1932, 1ff.; jetzt auch Ancient Gaza II, 4f.) erneut gestellt.

Die Besprechung dieses Abschnittes von Watzingers Werk ist unter der Feder stärker zu einer Diskussion von Einzelheiten geworden. W.s Gesamtbild wird davon kaum betroffen. Es kann heute als sicher gelten, daß westlicher Einfluß bereits in der mittleren Bronzezeit einsetzt und daß ihm ein solcher von Norden her vorausgeht. Das interessante Diagramm, in dem Fl. Petrie, Anc. Gaza II Taf. XXXVII die Funde anatolischer Keramik im Verhältnis zur kyprischen eingetragen hat, behält seinen Wert auch bei Ablehnung seiner absoluten Zahlen!

Der dritte Abschnitt: „Die Zeit der Wanderungen und Kämpfe", die älteste Eisenzeit umfassend, hat es naturgemäß vor allem mit den Philistern zu tun. Über die Kultur der etwa gleichzeitig mit ihnen eindringenden Israeliten ist — wenigstens bisher! — nichts zu vermelden!

Für die sog. Philisterkeramik — eine Gattung der nachmykenischen, die das Ende der nachmykenischen Vasen auf den Inseln um etwa ein Jahrhundert überdauert (?) — schließt sich W. mit guten Gründen Thiersch und Albright an; architektonische Überreste der Ph. seien nicht sicher feststellbar. Daß „auch der geringste Anlaß fehlt", das Gebäude, in dem Simson den Tod findet, als „Tempel" aufzufassen und von da aus den philistäischen Tempel zu rekonstruieren, ist aber angesichts Jdc 16, 23 doch wohl zuviel behauptet.

Die israelitische Königszeit birgt ihre Hauptprobleme in der Architektur, vor allem in der Zeit Salomos und der Omriden. In Festungs-, Palast- und Tempelbau stehen die Israeliten vor neuen Aufgaben, die sie guten Teils nur mit fremder Hilfe lösen können. Die seit dem Abschluß von W.s Werk erschienenen vorläufigen Mitteilungen über Tell ed-duweir und Samaria (PEFQSt 1933, 192f. pl. Vff., 1934, 14 pl. Iff.) ergänzen das Bild. Bedeutsam ist dabei das Vordringen des Langraumhauses im salomonischen Tempel und den Tempeln bzw. Herrenhäusern von Tell en-naṣbe, Tell ed dschemme und Sichem. Die Zusammenhänge des salomonischen mit dem assyrischen Tempel sieht W. natürlich, erklärt sie aber im Unterschied von Möhlenbrink (vgl. OLZ 1933, 534) aus gemeinsamer Wurzel: aus dem nordischen Langhaus: „Wie die Griechen das Langhaus als Gotteshaus aus dem Norden in das Gebiet des ägäischen Meeres eingeführt haben, so werden es auch im Osten hethitische und arische Stämme gewesen sein, die diese Form des Hauses mitgebracht und bei ihrem Vordringen nach Süden weiterverbreitet haben. In Assyrien machen sich die von Norden kommenden Einflüsse schon in der Frühzeit geltend; in Phönikien und Palästina wird die Übernahme erfolgt sein im Zusammenhang mit der Durchdringung des Landes durch diese nordischen Stämme, von der die Namen zahlreicher Stadtfürsten des 2. Jahrtausends Zeugnis ablegen." Für den salomonischen Tempel ist ein phönikisches Vorbild anzunehmen, das freilich noch zu suchen ist. Die wesentlichste Umgestaltung des nordischen Langhauses im Orient besteht in der Ersetzung des Giebeldaches durch ein flaches Dach und der Einstockigkeit durch mehrere Stockwerke. Für die Innenausstattung der Häuser sind die Elfenbeine von Samaria (l. so S. 94 Z. 6 v. o.) neben den Metall- und Tonwaren besonders zu nennen. Hetitisch-nordsyrische, spätmykenische und ägyptische Elemente durchdringen sich gegenseitig im Kunstgewerbe dieser Zeit; noch sind aber die Funde für ein Gesamtbild zu vereinzelt.

Überblickt man Watzingers Werk als Ganzes, so verbleibt ein dreifacher Eindruck. Zunächst dieser, daß durch die sichere Datierung der Keramik, wie sie vor allem durch Albright ermöglicht ist, eine tragfähige Grundlage für die Palästina-Archäologie überhaupt geschaffen ist, von der aus sich die übrigen Fundgruppen in ein zusammenhängendes Bild eingliedern lassen. So gewiß das dies diem docet gerade hier gilt und so starke Verschiebungen im einzelnen sich noch ergeben werden: ein gewisser Rahmen ist geschaffen, der als wissenschaftlich gut begründet zu gelten hat. Sodann zeigt sich von Watzingers eindringender Behandlung der Architektur (und der Grabformen) her, daß der

kulturelle Einfluß der mit den „Hyksos" kommenden nordländischen Stämme stärker veranschlagt werden muß als es bisher meist geschieht, ebenso wie der Westen neben Ägypten (und Assyrien) schon früh eine bedeutsame Rolle spielt (vgl. OLZ 1926, 771). Drittens aber muß dem lebhaften Dank für diese klare Zusammenfassung des archäologisch Gesicherten und der Probleme die Bitte angefügt werden, den 2. Bd. mit dem Register und weiterführenden „Nachträgen" bald folgen zu lassen.

Gemser, Prof. Dr. B.: **Spreuken II, Prediker en Hooglied van Salomo.** Groningen, den Haag: J. B. Wolters 1931. (216 S.). 8°. = Tekst en Uitleg. Praktische Bijbelverklaring door F. M. Th. Böhl en A. van Veldhuizen. I. Het Oude Testament. geb. fl. 2.90. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin-Frohnau.

Für dieses zweite Bändchen aus der Feder von Gemser ist dasselbe anerkennende Urteil abzugeben wie für das erste Bändchen (vgl. OLZ 1932 Sp. 37f.). In sorgfältiger Untersuchung werden behandelt Proverbien Kap. 25—31, Qohelet, den G. etwas früher ansetzt als sonst üblich, und Canticum, in das eine besonders ausführliche und klare Einleitung gut einführt. Die verschiedenen Auffassungen (allegorisch, typisierend, politisierend, moralisierend, dramatisch, mythologisch) werden gut herausgestellt. Nur vermißt man eine Stellungnahme zu der durch C. Gebhardt, Das Lied der Lieder Philo-Verlag 1931 (vgl. dazu K. Budde, Neuestes zum Hohenliede in Christliche Welt 1931 Sp. 957—960) wieder mehr in den Vordergrund gerückten These, nach der das Hohelied in Parallele und Abhängigkeit von Theokrits Bukolika gesetzt wird. Zu 1, 1 ist jetzt noch zu verweisen auf H. Torczyner, Das literarische Problem der Bibel in ZDMG 1931 (Neue Folge Bd. X), S. 291—294. Gemser entscheidet sich m. E. mit Recht dafür, daß im Hohenlied eine Sammlung weltlicher Liebeslieder vorliege, berücksichtigt jedoch um der Gemeindeauffassung willen in der Erklärung auch die (zu Unrecht bestehende) allegorische Deutung. Für die sorgfältigen Register und ausführlichen Literaturangaben wird der Leser dem Verfasser besonderen Dank wissen.

Schur, Israel: **Jüdische Erntebräuche im Altertum.** Helsingfors: Akad. Buchhandl., u. Leipzig: Otto Harrassowitz o. J. (17 S.) gr. 8°. = Societas Scientiarum Fennica. Commentationes Humanarum Litterarum, VI, 1. RM — 60. Angez. von G. Dalman, Greifswald.

Die Erntegesetze des A.T. und ihre ursprünglichen Motive sind der Gegenstand dieser kurzen Arbeit, welche voraussetzt, daß sie auf Bräuchen beruhen, welche schon vor der Gesetzgebung Israels bestanden. An die die Ernte bestimmenden Götter habe man immer Gaben gebracht. Sabbatjahr und Jobeljahr hängen zusammen mit einer animistischen Vorstellung von der Arbeit der Erde. Wenn die Ackerecke nicht abgeerntet wird, sollte der Vegetationsgeist des Feldes nicht vertrieben werden. Aus Furcht vor der Rache dieses Geistes wurden die durch seine Ränke gefallenen Ähren und vergessenen Garben nicht angerührt. Von Westermark berichtete marokkanische Sitten werden als Belege dafür angeführt, palästinische Volkssitten nicht berührt. Mein Buch „Arbeit und Sitte in Palästina", das in Bd. I Einschlägiges erwähnt, scheint unbekannt zu sein. Da der jetzt erscheinende dritte Band diese Dinge eingehend behandelt, darf ich wohl auf ihn hier verweisen. Im übrigen will mir scheinen, daß die Rücksicht auf den Besitzlosen bei dem, der seinen Besitz Gott verdankte, doch wohl immer dafür stimmen mußte, dem Armen von der Ernte einen Teil zu überlassen, und nicht die Arbeit der Erde, sondern des Menschen, über dessen Zeit Gott bestimmt, ist im Gesetze das Motiv der Sabbatfeier in jeder Form. Animismus sehe ich auch nicht in der Verweisung Kains von dem Boden, der seines Bruders Blut trank (1. M. 4, 11), und keine Besänftigung eines Wüstendämons in der Entsendung des Sühnebocks in das Gebiet Azazels (3. M. 16, 10).

Wendel, Dr. theol. Adolf: **Das freie Laiengebet im vorexilischen Israel.** Leipzig: Eduard Pfeiffer 1931. (288 S.) gr. 8°. = Ex Oriente Lux, beg. von H. Winckler, neu hrsg. von H. Zimmern, V./VI. Band. RM 15 —. Bespr. von J. Begrich, Leipzig.

Die Studie, gedacht als erster Band einer Folge von Untersuchungen über das israelitisch-jüdische Gebet, verfolgt das Ziel, die vom Kultus unabhängige Gebetsfrömmigkeit des vorexilischen Laien in ihrer besonderen Eigenart herauszuarbeiten.

Sie spannt dabei ihren Rahmen so umfassend als möglich und behandelt nacheinander das Bittgebet, das Gelübde, das Klage-, Buß-, Preis-, Dank-, Orakel-, Omen- und Ordalgebet. Bei jeder einzelnen Gattung stellt der Verf. die Frage nach Person, Ort und Zeit, versucht von ihrer Lösung aus die Form und den Inhalt der Gattung zu begreifen und bemüht sich endlich, die eine jede Gattung tragende Frömmigkeit in ihrer besonderen Eigenart zu erfassen. Dabei differenziert er so genau als möglich: er sucht z. B. beim Bittgebet Untergruppen herauszuarbeiten wie das Stoßgebet, die einfache Bitte und das ausgeführte Bittgebet. Er geht auch der Frage bei den einzelnen Gattungen nach, wie weit sich besondere Typen unterscheiden lassen, die abhängig sind von der Person, der Stellung und dem Charakter des Beters.

Es ist nicht ganz leicht, zu dem Buche Stellung zu nehmen. Unbedingt wird man dem Verf. einräumen, daß er sich eine reizvolle Aufgabe gesetzt und seine Ziele so weit als möglich gesteckt hat. Das sei besonders vorangestellt, weil unsere Auseinandersetzung sich mit der Art, wie die Dinge hier angefaßt worden sind, und infolge davon auch mit den Ergebnissen weithin nicht befreunden kann.

Wenn man davon absieht, daß das Ganze keinen geschlossenen Eindruck hinterläßt, weil es zu stark von Einzeluntersuchungen beherrscht wird, so wird man zunächst Bedenken dahin äußern müssen, ob das zur Verfügung stehende Material eine aussichtsreiche Behandlung des Themas überhaupt gestattet, sodann aber, ob die den älteren Erzählungswerken entnomme-

Pacific School of Religion

nen Texte wirklich ein getreues Abbild vorexilischer Laiengebete vermitteln.

Gewiß macht sich der Verf. des öfteren selbst den Einwand, daß ein Gebet literarisch geformt sein könne, nimmt ihn aber u. E. doch zu leicht. Bei allen Gebetstexten, die ursprüngliche Bestandteile einer Erzählung sind, ist für den Umfang ihres Wortlautes doch die Rücksicht auf die Einheit und das Tempo der Erzählung maßgebend. Da wird gekürzt und nur das für den Zusammenhang Wesentliche und Wichtige herausgehoben, genau wie die Danklieder das einst gesungene Klagelied gewöhnlich nicht im vollen Wortlaut, sondern nur nach seinen wichtigsten Motiven, und auch diese gekürzt, anführen, vgl. Ps. 30_{10-11}, 31_{23}, 66_{18}, 116_4, Jona 2_5, Jes. Sir. 51_{10-11}. Von da aus würden wir nicht behaupten können, daß Texte wie Jud. 15_{18}, 21_3 usw., die der Verf. unbedenklich aufnimmt, wirklich vollständige Gebete darstellen. Es handelt sich um einzelne, als besonders wesentlich empfundene Motive. Mit Schlüssen auf das Ganze der vorexilischen Laiengebete wird man von hier aus sehr zurückhaltend sein müssen.

Wesentlicher aber noch ist ein zweites Bedenken. Der Begriff „Gebet" wird hier so weit genommen, daß darunter sehr verschiedene Dinge zusammengefaßt werden können und eine bestimmte Unschärfe die unvermeidliche Folge wird. Mitgewirkt hat hier vermutlich die durchaus richtige Beobachtung, daß Segens- und Fluchwünsche sich in ihrem Ziele mit dem Bittgebet decken. Da der Verf. aber übersieht, daß die Einführung des Gottesnamens in die Formeln nichts anderes bezweckt, als ihnen die Kraft des wunderbaren Gottesnamens zuzuwenden, so kommt er zu der u. E. verhängnisvollen Folgerung, daß der Gott, wo von ihm in dritter Person geredet wird, als „Mithörer" gedacht sei und solche Worte irgendwie als Gebet aufgefaßt werden müßten.

Von diesem Einwand aus wird man die Behandlung von Bitt-, Klage- und Bußgebet nicht beanstanden, die wirklich Gebete sind, d. h. die Gottheit anreden, ihr das Anliegen vorstellen und von ihr die Erfüllung der Bitte zu erreichen suchen. Nicht dagegen kann damit W.s Preis- und Dankgebet zusammengenommen werden. Wie er selbst erkennt, ist es an Menschen gerichtet, spricht von Gott in dritter Person und will das Lob Gottes ausbreiten, unterscheidet sich also wesentlich von den erstgenannten Gruppen. Noch weniger dürfen die „Orakelgebete" hierher gezogen werden. Die Orakelanfragen — denn um diese handelt es sich — berühren sich mit den Bittgebeten nur darin, daß sie ein Anliegen, und zwar das bestimmte einer Antwort auf eine gestellte Frage, haben. Im übrigen haben sie formal wie inhaltlich mit einem Gebete nichts zu tun und werden auch im Bewußtsein des alten Israel als etwas Besonderes aufgefaßt: ein Gebet sprechen ist hitpallel, eine Orakelfrage stellen heißt šā'al b^{e}jahwē. Ähnliche Einwendungen sind beim Gelübde und beim Omengebete zu machen.

Sodann ist fraglich, ob ein „freies Laiengebet" in der Weise dem Kultus gegenübergestellt werden darf, wie hier geschehen. Die mehr oder weniger erkennbare Voraussetzung dafür ist die Anschauung, daß das Kultusgebet starr formelhaft sein müsse und keinen Raum für Regungen einer persönlichen Frömmigkeit biete.

Hiergegen ist erstens zu bemerken, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Laie so betet, wie er es vom Gottesdienste her gewohnt ist und daß ein Außerachtlassen des Kultusgebetes einen schweren Fehler im Ansatz bedeutet. Überdies lehrt die Geschichte der Psalmendichtung — vgl. neuerdings H. Gunkel, Einleitung in die Psalmen § 13 —, daß die Gattungen in vorexilischer Zeit nicht nur vollständig ausgebildet vorhanden sind, sondern bereits die Wendung zur geistlichen Dichtung genommen haben, das heißt aber, von den frommen Laien angeeignet worden sind. Ein Zusammenhang des „freien Laiengebets" mit dem Kultgebet im Sinne einer Abhängigkeit des ersteren vom letzteren läßt sich von da aus kaum leugnen. Weil dieser Zusammenhang nicht gesehen worden ist, wird der Verf. darauf geführt, zahlreiche an und für sich richtig beobachtete formale und inhaltliche Einzelzüge irrig für das freie Laiengebet als charakteristisch in Anspruch zu nehmen, die es tatsächlich mit den parallelen vom Kultus her kommenden poetischen Gattungen gemein hat.

Die Folge der falschen Isolierung ist, daß öfter bei der Ansetzung der Gattungen irrige Voraussetzungen erschlossen werden.

Besonders deutlich scheint uns dafür zu sein, wie erklärt wird, daß beim Gelübde im Bedingungssatz Jahwe angeredet sein kann, während im Nachsatz, der den Inhalt des Gelübdes ausspricht, von ihm in dritter Person gesprochen wird. Die Annahme, daß die Eidesleistung hier von Einfluß gewesen sei, wird abzulehnen sein, da das Gelübde am Schluß des Klageliedes des Einzelnen oft die gleiche Erscheinung zeigt, vgl. Ps. 7_{18}, 13_6, 26_{12}, 35_9, 69_{30}, 109_{30}. Es handelt sich also auch hier um eine Abhängigkeit vom Kultusgebet. Der Personenwechsel wird sich bei diesem so erklären, daß das Gelübde ursprünglich vor dem Priester abgelegt worden ist.

Endlich läßt sich der Verf. durch die Knappheit und Sprödigkeit des Materials öfter dazu verführen, mehr für die tragende Frömmigkeit herauszuholen, als die Texte wirklich hergeben.

Darf man z. B. aus der knappen Art der Orakelfrage erschließen, der Beter brauche sein Anliegen nicht erst breit darzulegen, weil er überzeugt sei, der Gott nehme an allen Widerfahrnissen der Seinen teil, sehe alles und wisse längst Bescheid? Oder darf man aus den erhaltenen Orakelfragen folgern, Jahwes Element sei schlechtweg der Krieg? Im letzten Falle wird nicht genügend mit dem Zufall der Überlieferung gerechnet, von der wir nach ihrer ganzen Art keine Mitteilung über ein Orakel in privaten Dingen erwarten dürfen. Im ersten Falle zeigen die Bittgebete in Poesie und Prosa unzweideutig, daß die knappe Form der Orakelfrage von irrigen religionsgeschichtlichen Voraussetzungen aus erklärt wird.

Gegenüber solchen grundsätzlichen Einwendungen dürfen Ausstellungen, die sich auf Einzelheiten der literar- und religionsgeschichtlichen Untersuchung beziehen, hier als weniger wichtig zurückgestellt werden, obwohl auch dazu manches zu sagen sein würde. Auch ohne

sie wird deutlich gemacht werden können, daß die Art, in welcher sich der Verf. um das Laiengebet der vorexilischen Zeit Israels bemüht, trotz aller aufgewandten Arbeit nicht zum gewünschten Ziele führt, daß vielmehr die mit Fleiß und guter Beobachtung gesammelten Einzelzüge am Ende doch ein verzeichnetes Bild ergeben.

Heinemann, Isaak: **Philons griechische und jüdische Bildung.** Kulturvergleichende Untersuchungen zu Philons Darstellung der jüdischen Gesetze. III: Profanrecht. Abschließende Untersuchungen. Register. Breslau: M. & H. Marcus 1932. (S. 177—598.) gr. 8°. RM 20 —. Bespr. von S. Krauß, Wien.

Der Verfasser von „Poseidonios' metaphysische Schriften" und der Übersetzer von Philons Werken muß wie von selbst dazu gedrängt worden sein, auch in dem viel aber nicht gehörig verhandelten Problem „Philon" endlich Klarheit schaffen zu wollen. Wie das Problem selbst glücklich formuliert worden ist: Philons griechische und jüdische Bildung — so bewegt sich auch die Ausführung, wenn nicht gar die endgültige Lösung, auf sehr glücklichen Bahnen. Große, staunenswerte Belesenheit in den griechischen Quellenwerken und nicht minder in der biblisch-rabbinischen Literatur stellt in H. selbst jene Synthese dar, zu der er endlich, nach mühsamer und sorgfältiger Untersuchung, auch in bezug auf Philon gekommen ist (S. 574), dessen geschichtliche Aufgabe in der Herstellung einer Synthese zwischen griechischer Kultur und jüdischer Frömmigkeit bestand.

Das Ergebnis konnte man freilich schon a priori aufstellen und sogar ahnen, aber zur sicheren Erkenntnis hat uns erst H.s Werk geführt. Der Verfasser selbst versichert uns, daß es ihm nicht bloß auf das Ergebnis, also auf das Verständnis Philons und seines Kreises, ankam, sondern ebenso sehr auf den Weg, also auf die Gegenüberstellung der beiden Welten, in denen Philon wurzelt. Dieser Weg aber ist aufs beste begangen worden. Da gibt es in den zahlreichen Werken Philons keinen Punkt, keinen Ausdruck, der nicht irgendwie herangezogen worden wäre, um die Lebensanschauung und Lebensführung Philons zu beleuchten. Ganz besonders ist es das Buch „De specialibus legibus", das auf das Verhältnis Philons zu Bibel und Talmud aufs beste untersucht worden ist, und hier ist es auch, wo sich der Verfasser mit dem unlängst erschienenen Buche von E. R. Goodenough, The Jurisprudence of the Jewish Courts in Egypt (s. Anzeige in OLZ 1931, 451) auseinandersetzen konnte.

Da es nun einmal so üblich ist, versuche ich hier, von dem reichen Inhalt des Buches einen Begriff zu geben; ich kann das aber nur in den Hauptzügen tun, und auch hier an der Hand des im Buche selbst befindlichen Inhaltsverzeichnisses. Wir beginnen mit Tempel und Opfer, wobei zu bemerken ist, daß Philon manches aus Autopsie kennt, da er sich kurze Zeit in Jerusalem aufhielt. Daß er aus diesem Anlasse mit pharisäischen oder „rabbinischen" Kreisen Fühlung genommen hätte, ist trotzdem nicht anzunehmen, und zahlreiche Stellen und Behauptungen seiner Werke schließen es geradezu aus. Hier schon kommt die Begründung der Tempelgesetze zur Sprache, ein Thema, das uns hernach bei allen von Philon berührten Gesetzen begleiten soll, und H. unterläßt es nicht, das gleiche Thema auch bei den jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters zu verfolgen, obschon die alten Rabbinen des Talmuds und Midrasch eine Begründung der Gebote prinzipiell ablehnten, da es nicht angehe, das mit Menschenverstand begreifen zu wollen, was göttliches Gesetz ist. Es kommen dann Eid und Gelübde, ferner die Feiertagsgesetze, in deren Komplex die Lehre vom Feiertag „Alltag" besonders interessieren mag, eine Lehre, die H. mit Recht in den Ideenkreis der Kyniker einstellt. Darüber hinaus haben wir noch ein Kapitel sonstiger Religionsgesetze (Speisegesetze, Beschneidung usw.). Wir treten nun in das Gebiet des Zivilrechts ein und behandeln Richter und Gerichtsverfahren; in Strafsachen aber ist Philon bedeutend strenger als die Rabbinen, indem er die Todesstrafe setzt auf Verbrechen, z. B. auf Meineid, die nach authentischer Interpretation der Rabbinen von der Thora anders bestraft werden. Von den vier Straftodesarten, die die Rabbinen kennen, scheint Philon nur die Steinigung für biblisch anzusehen, darin allerdings wohl dem Worte und Geiste der Thora näher kommend als die Rabbinen. Eine Art Lynchjustiz, die man bei Philon an einigen Stellen findet, wollte Goodenough, nach dem Vorgange Justers (Les Juifs dans l'Empire Romain II, 158), dahin auslegen, daß sie auf Entscheidungen eines in Alexandria existierenden jüdisch-hellenistischen Gerichtshofes beruhe, da die behördliche Todesstrafe eigentlich den Römern vorbehalten blieb; H. bestreitet diese Annahme, denn ein solches Umgehen der bestehenden Gesetze sei bei der straffen Provinzialregierung der Römer undenkbar; vielmehr habe Philon ein ordnungsmäßiges Gerichtsverfahren gemeint und rede er von gewaltsamem Zugriff des Volkes höchstens bei der Abgötterei.

Es folgt nun das große und interessante Kapitel „Familie"; es wird zunächst gesprochen von der Stellung der Frau, von ihrer Beziehung zum Gatten und zu Kindern usw. Philon billigt die Ehe, aber Zeugung sei der einzige Sinn des Geschlechtsverkehrs; er verwirft und geißelt Unsittlichkeit, Inzest, Päderastie, Sodomie und Prostitution; bei den biblischen Gesetzen über Verführung und Vergewaltigung entwickelt er sein moralisches System. Hierher gehört noch das Zivilrecht der Familie: Ehebegründung (entspricht unserem Begriffe „Verlobung"), Ehevertrag, Ehescheidung, Erbrecht usw. H. (S. 298) führt aus, daß Ehebegründungsverträge (ἔγγραφος γάμος) bei den Juden in Alexandria nicht minder üblich waren wie bei ihren Vorgängern oder Vorfahren in Elephantine und offenbar wirkte auf beide die ägyptische Sitte; die im Munde Hillels vorkommende Bezeichnung „Ketubbah" (ungefähr gleich συγγραφή) in bezug auf eine gewisse Form der Eheschließung in Alexandria meine nicht die Ke-

tubbah im technischen Sinne, also Eheverschreibung, vielmehr sei sie die ehebegründende Urkunde selbst und habe an griechischen Papyri ihr Analogon. Das, glaube ich, ist eine wichtige Erkenntnis. Für Philon selbst scheint mir wichtig zu sein die Erkenntnis (S. 328), daß keinenfalls alles, was er sagt, aus dem Leben stamme; folglich lassen Philons Angaben schwerlich Schlüsse zu auf die Sitten seiner Glaubensgenossen in Alexandria. Human und philosophisch, wie er denkt, will Philon die Sklaverei eigentlich nicht zulassen, er rechtfertigt sie aber dennoch und verlangt bloß milde Behandlung der Sklaven.

Noch folgen große Abschnitte über Straftaten, die gegen Leben, Gesundheit und Eigentum gerichtet sind. Philon hält grundsätzlich an dem Talionprinzip fest; davon scheint bloß eine Stelle in Philons Hypothetika (bei Eus. Praep. Ev. VIII 6, 7) eine Ausnahme zu machen, aber trotzdem behauptet H. (S. 353) die Echtheit dieser Schrift.

In allen diesen Punkten, die wahrlich mannigfaltig genug sind, nimmt Philon einen besonderen Standpunkt ein, und es fragt sich nun, was die „Quellen" nicht sosehr seines literarischen Schaffens als vielmehr seines theologischen Denkens sind, eine Frage, auf die eben das vorliegende Buch die Antwort gibt. H. selbst hat in seinem Schlußkapitel „Zusammenfassende Untersuchungen" dafür gesorgt, daß wir über die Ergebnisse des großen Buches leicht orientiert werden. Danach besteht Philons Bildungsgut natürlich aus jüdischen und griechischen Elementen; hinsichtlich der ersteren wird festgestellt, daß Philon nur mit der LXX vertraut sei, nicht aber mit dem hebräischen Urtext, und eigentlich sei ihm nur die Thora bekannt, während er auf Propheten und Hagiographen kaum Bezug nehme; die „mündliche Lehre" kenne er nicht, schöpfe aber für Hypothetika und Darstellung der Tempel- und Gelübdegesetze aus traditionskundigen Quellen; die naheliegende Frage, ob sich Philon etwa bei seiner Strenge des Strafrechtes mit den Saddukäern berühre, wird verneint (S. 540), und er sei darin vielmehr von der Stoa abhängig, von den Sekten kenne er überhaupt nur die Essäer und Therapeuten; hinsichtlich der letzteren sei Einwirkung von nichtjüdischen Rechtssystemen und von gemeinhellenistischem Denken wahrzunehmen; er habe Beziehungen zu Platon, zu dem Peripatos, Kynismus, zur Mittelstoa und zu den Pythagoräern, was alles im Einzelnen nachgewiesen wird. Philons Synthese besteht in Folgendem: Griechisches und Jüdisches wirken auswählend, umbildend, bisweilen verstärkend aufeinander.

Nun die gewaltige Forschung, die in diesem Werke steckt, wie ich glaube genügend gewürdigt worden, sei es mir gestattet, in den Gang eben dieser Forschung mit folgenden bescheidenen Beiträgen einzugreifen.

Zu dem Thema „Harn in Zauberpraktiken" (S. 75) wäre darauf hinzuweisen, daß dasselbe Motiv herrscht im Luftkampf des Judas Ischariotes nach „Toldoth Jesu", wovon jüngst die Rede war in MGWJ 76, 36. — Die Sabbatruhe besprechend (SpL II, 60 bei H. 113 ff.), hat Philon die apologetische Bemerkung, ein Gesetz, das 6 Tage Arbeit vorschreibt, erziehe durchaus zum πόνος, den Kyniker und Stoiker so hoch schätzten. Bousset (GGA 1915, 435 ff.) zitiert diese Philonstelle und verweist auf Const. Apost. VII, 36: „Du befahlst den Sabbat zu halten, nicht um einen Vorwand zur Untätigkeit . . ., sondern einen Anlaß zur Frömmigkeit zu geben" (vgl. H. Lewy, Sobria ebrietas 81 Anm. 2), womit nun H. zu ergänzen ist. — Ungesäuerte Brote dienen zur Vermeidung des τῦφος (Philon, Quaest. in Ex. I § 15 H. 124 Anm. 2); vgl. dazu περισσὸς τῦφος = יתר bei E. Stern, Allegor. Exegese des Philo S. 54, ferner, daß nach L. Levy (Kohelet, 1912, S. 12) הבל sich mit τῦφος deckt. — Auch darin, daß Philon beim Feste der „Trompete" bemerkt, die Trompete sei nicht als Signal des Krieges gemeint (H. 144), mag Apologetisches stecken, denn eine offenbar alte Bestimmung in der Mischna (Rosch Haschana IV, 7) wird im jerus. Talmud z. St. (Folio 59c) damit begründet, daß einmal „die Feinde" (Römer ?) den Trompetenschall der Juden als Kriegssignal auffaßten, über die Juden herfielen und sie töteten. In der „Zusammenfassung" S. 536 kommt H. auf diese Philonstelle nicht zurück; es kann jedenfalls nicht gesagt werden, Philon habe „von der Eigentümlichkeit der . . . Trompete . . . keine Kenntnis". — Dina, die bekanntlich „ausging", um ein anderes junges Mädchen zu besuchen usw. So H. 235 Anm. 2. Das ist ein kleiner Lapsus; Dina ging aus, um „die Töchter des Landes" zu sehen Gen. 34, 1. — Zu ἀτελής ehelos wäre auf das Vorkommen dieses Wortes bei den Rabbinen (meine Lehnwörter II, 225) zu verweisen gewesen. — Zu dem Inzest der Perser SpL III 12 f. verweist H. 279 kurzer Hand auf Goodenough; besser zu lesen bei C. Clemen, Griech. u. lat. Nachrichten über die pers. Religion 148 ff. — In der Anführung der Mischna Qidd. I, 1 hält sich H. 295 f. nicht an die Reihenfolge der „Formen". — Die Mutter nimmt dem Sohne ein Weib H. 304; da fehlt der Hinweis auf Gen. 21, 21. — H. 328 führt aus, daß nicht alles, was Philon sagt, aus dem Leben stammt, denn zu mehrerem Beweise habe es z. B. „Stämme", unter welche die Landlose verteilt wurden, in Alexandria gewiß nicht gegeben. Sehr richtig, aber auch die Mischna (Sanh. I, 5) behält in einem gewissen Falle den biblischen Ausdruck שבטים bei. — Die Leviten sollen nach Philon beim Goldenen Kalb „aus eigenem Antrieb" gehandelt haben; H. 404 Anm. 2 hält diese Einzelheit für falsch und erkennt darin ein bei Philon häufig auftretendes Bestreben, vorgeschriebene Taten in freiwillige umzudeuten. Wenn das allein H.s Ausgangspunkt sein soll, so ist seine Zensur an Philon unberechtigt, denn nach Ex. 32, 26 ruft doch Moses allgemein auf: Wer des Herrn, der komme zu mir, und dann erst versammelten sich zu ihm alle Kinder Levi. Die beregte Philonsche Manier hebt H. (S. 565) noch in der „Zusammenfassung" hervor; die Wahrnehmung ist jedoch, wenigstens in diesem Punkte, nicht richtig.

Die Besprechung der Philonschen Stellen, die das Gesetz Ex. 22, 7 wiedergeben, führt H. (S. 426, vgl. auch Nachtrag S. 578) zu einer grundsätzlichen Ablehnung von Goodenoughs Ansicht, wonach in Philons θεῖον δικαστήριον möglicherweise ein jüdischer Gerichtshof in Alexandrien zu erkennen wäre. In meiner Besprechung von G.s Werk (OLZ 1931,

453) habe ich die Wichtigkeit dieser Annahme unterstrichen. H. jedoch lehnt sie ab; nach ihm ist „göttlicher Gerichtshof" bei Philon durchweg in Gegensatz gesetzt zu menschlichem Gerichtshof, und argumentiert u. a. damit, daß ein Entlastungseid vor Gericht doch nicht als „freiwillig" bezeichnet werden könne. Aber auch nach H. meint Philon, daß „ein besonders feierlicher Eid" vor Gott stattfinde; wie stellt sich nun H. diesen besonders feierlichen Eid vor Gott vor? Er kann doch nur in Anwesenheit von richterlichen Personen vor sich gegangen sein! Und Philon, so bemerkt H., kommt zu dieser Ansicht durch den Buchstaben der LXX, nach welcher der Bezichtigte „vor Gott hintreten und schwören soll" (schwören — ist in LXX ein Zusatz), und die Rabbinen beziehen das Textwort האלהים auf den Richter — da haben wir doch alles, was wir für jene Annahme brauchen! Auch „freiwillig" entspricht dem „Buchstaben" des Gesetzes! Der Bezichtigte meldet sich nämlich freiwillig, um sich von dem Verdachte zu reinigen. Ich bemerke, daß die LXX das Analogon von Ex. 22, 10 für sich haben: ὅρκος τοῦ θεοῦ muß doch trotz des Ausdruckes ein richterlicher Schwur sein und wurde immer so aufgefaßt!

Philon versteht Ex. 22, 12: ἄξει αὐτὸν ἐπὶ τὴν θήραν, „während die Rabbinen den MT יביאהו עד in dem Sinne deuteten, daß er durch Zeugen den Sachverhalt klarzulegen habe" (H. 427). H. hat nicht beachtet, daß R. Jonathan in Mekhilta 93a (ed. Friedm.) genau dasselbe sagt wie Philon, und ebenso eine Teilmeinung in Targum Jon. z. St. Vgl. auch Arukh s. v. אדורה (I, 39).

Horovitz, H. S.: **Mechilta d'Rabbi Ismael** mit kritischem Apparat und Noten hrsg. Nach dem Tode des Hrsg. fortgeführt und vollendet von J. A. Rabin. 6 Lfgn. Frankfurt a. M.: J. Kauffmann 1928/1931. (X, 359 S.) gr. 8° = Corpus Tannaiticum, Abt. 3: Halachische Midraschim, Teil 1: Mechilta Fasc. 1. = Gesellschaft zur Förderung der Wiss. des Judentums in Berlin. RM 42 —. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Die Ausgabe beruht auf folgenden 6 Haupttexten: 1. dem Mekilta-Mskr. Marshall Or. 24 (Bodleiana, Oxford) = א im Apparat, 2. dem Cod. hebr. 117 München = כ, 3. dem cod. מדרש חכמים im Besitz von Prof. Aptowitzer = מ, 4. den ältesten Mekilta-Drucken Konstantinopel 1515 = ק u. 5. Venedig 1545 = ו, 6. der Mek.-Ausgabe des R. Jehuda Nagar Livorno 1801.

Nach dem Vorwort von J. Rabin hat Horovitz, der verdiente Herausgeber von Siphre ad Numeros 1917, an der von ihm vorbereiteten Mekilta-Ausgabe von 1917 bis zu seinem i. J. 1921 erfolgten Tode gedruckt und die Edition etwa bis zur Hälfte zu Ende geführt. Von da ab ist Fortsetzung und Schluß in die Hände Rabins gelegt gewesen. Nach den eignen Aussagen hat Rabin noch gar mancherlei Mühen als Herausgeber gehabt. Wie dem auch im einzelnen sein mag — den Freunden rabbinischer Literatur ist mit der Mekilta-Ausgabe Horovitz-Rabin ein Dienst geleistet.

Über die Entstehung der Mek. etc. verspricht Rabin in einem besonderen, hebräisch zu veröffentlichenden Werk, zu handeln. Besser wäre es schon, wenn Rabin sich entschlösse, diese Arbeit im Rahmen einer neuen deutschen Übersetzung und Erklärung darzubieten. Als erste Einführung in Sprache und Geist der Mek. ist die bekannte deutsche Übersetzung der Mek. von J. Winter und A. Wünsche (Leipzig 1909), die auf der hebräischen Ausgabe von M. Friedmann (Wien 1870) fußt, von großem Wert, als Kommentar aber zu mager. In einer neuen deutschen Übersetzung auf Grund der Horovitzschen Ausgabe müßten dann auch die vorzuziehenden Lesarten begründet werden. So steht z. B. im hebr. Text S. 4 Z. 1 בנים (Söhne) eine sicher falsche Lesart, wofür in den Text נביאים (Profeten) gehört; denn im Folgenden ist von 3 Profeten die Rede. Ebenda ist Z. 10 רבי נתן durch רבי יונתן zu ersetzen. S. 23 Z. 12 sind פוטו ולוד, die nachher nicht berücksichtigt werden, zu streichen. Ebenda Z. 16 steht in Hor. Text als weiteres Zitat Text aus Gen 19, 11 usw. In dem Kommentar müßte der Inhalt von Mekilta vor allem für das Neue Testament ausgebeutet werden. Aufs Geratewohl führe ich als Beispiel aus S. 24 Z. 8 an בשר ודם ganz wie σάρξ καὶ αἷμα Matth. 16, 17. Gal. 1, 16. Es wird nichts anderes übrig bleiben, als daß G. Kittel die Mekilta in seine Rabbinischen Texte aufnimmt.

---

del **Grande**, Carolus: **Liturgiae preces hymni Christianorum e papyris collecti.** Neapel, In Aedibus L. Loffredo 1934. (XV, 35 S.) gr. 8°. = Biblioteca Filologica Loffredo, N. 3. Bespr. von Paul Maas, Königsberg i. Pr.

Abdruck der im Titel bezeichneten Stücke aus der auch Briefe, Bibeltexte, Amulette usw. enthaltenden Sammlung von C. Wessely, Les plus anciens monuments du Christianisme, Patrologia orientalis 4 (1907) fasc. 2 (= S. 95—215) und 18 (1924) fasc. 3 (= S. 340—510; daneben besteht eine Sonderzählung dieser beiden Hefte, S. 1—287). Verf. hat einzelne von Wessely übersehene oder später erschienene Stücke hinzugefügt, z. B. den 1928 von M. Andrieu und P. Collomp veröffentlichten Pap. Argentorat. 254 der Marcus-Liturgie. Die einschlägigen Papyri des British Museum (J. M. Milne, Catalogue, 1927) fehlen. Für den Pap. Berol. 9794 (Berl. Klass. Texte 6, 1910, 110) verwertet Verf. den Text von R. Reitzenstein und H. H. Schaeder, Stud. zum antiken Synkretismus, 1926, 160.

Eigentum des Verf. ist die unter den Texten erscheinende Sammlung von Parallelstellen. Selbständige kritische oder erklärende Arbeit ist nicht geleistet, auch die Zuverlässigkeit in der Angabe von Lücken, Lesezeichen usw. läßt zu wünschen. Das Latein des Verf. mutet mittelalterlich an. Nr. 3, 43 χα]ράκωσον ἀγγελικαῖς δυνάμεσιν Fr. Zucker, Byz. Zeitschr. 27, 1927, 179. den Text von Nr. 9 habe ich an den Lichtbildern der Erstausgabe (Carl Schmidt in den Neutest. Stud. für G. Heinrici, 1914) nachgeprüft und beträchtliche Fehler festgestellt, z. B. Recto 11 nicht ϛ, sondern Koronis; Verso 8 scr. [θεί]ας oder [ἱερ]ᾶς, 18 ὅρ[κος ἡμῶ]ν, 20 etwa ὁ ε[ἴλεως], 31 τούτ[ῳ τῷ κόσμ]ῳ.

Semitistik, Islamistik.

1. **Rathjens**, Carl, u. Hermann **von Wissmann: Vorislamische Altertümer.** Hamburg: Friederichsen, de Gruyter & Co. G. m. b. H. 1932. (XVI, 212 S., 327 Abb., 3 Ktn.) 4°. = Hamburgische Universität. Abhandl. a. d. Gebiet der Auslandskunde. Bd. 38. Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte u. Sprachen. Bd. 19: Rathjens-v. Wissmannsche Südarabien-Reise. Bd. 2. RM 15 —.
2. **Mordtmann**, J. H., u. E. **Mittwoch: Himjarische Inschriften** in den Staatlichen Museen zu Berlin. Leipzig: J. C. Hinrichs 1932. (VIII, 78 S., 28 Taf.) gr. 8°. = Mitteilungen der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft (E. V.), 37. Bd., 1. Heft. RM 10 —. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

1. Endlich erlebt auch die altsüdarabische Archäologie einen kräftigen Aufschwung. Allerdings ist es fast einem Zufall zu verdanken, daß uns das vorliegende Werk geschenkt werden konnte. Dachten doch die beiden Verf. ursprünglich gar nicht daran, eine archäologische Reise in Südarabien zu unternehmen (p. 1). Um so mehr müssen wir ihnen Dank sagen, daß sie sich durch die Zwangslage, in die sie durch das Reiseverbot in Ibn Sa'ûds Reich geraten waren, nicht beirren ließen, sondern die sich bietende Gelegenheit zu einem zweimonatigen Abstecher in den Jemen (Januar—März 1928) ausnützten. Noch erfreulicher ist es, daß sie, durch die Erfolge ihres ersten Unternehmens angeregt, inzwischen schon einen zweiten Besuch im Jemen glücklich beendigen konnten und daß einer von ihnen auch Ḥaḍramaut bereist hat[1].

Schon der anregende Reisebericht (p. 1—12) bringt mancherlei Interessantes, so p. 8 einen interessanten modernen Beleg zu dem orientalischen Frondienst bei staatlichen Bauten, den wir z. B. in der Obne- und Yule-Inschrift und der von Ḥuṣn-al-ġurâb finden[2]. Den wichtigsten Teil des Buches bilden aber die topographischen und archäologischen Abschnitte. Am umfangreichsten ist die Beschreibung des Ruinenfeldes von Hugga (p. 13 bis 97); dieser folgt „Die Ruinen und Funde von Hâz und Umgebung" (p. 98—124) und „Die Funde von El Gherâs" (p. 125—143).

Es ist aller Anerkennung wert, mit welcher Gewissenhaftigkeit die beiden Forscher, die ja durchaus nicht Archäologen von Fach waren, sich bemüht haben, die Ausgrabungsarbeiten zu leiten. Trotz des geringen Verständnisses, das man ihnen entgegenbrachte, ist es ihnen doch gelungen, eine ganze Reihe von Vandalismen gegen die alten Denkmäler zu verhindern. Aber es ist doch nicht zu vergessen, daß bei den Beduinen, die geschäftstüchtig Inschriften zerschlagen haben, um aus den Bruchstücken größeren Gewinn zu erzielen[1], auch das Zerlegen des prachtvollen Bronzelöwenkopfes (p. 5. 89, Fig. 52—55) offenbar nur als Selbstverständlichkeit galt. Es genügt, von den „wilden Grabungsmethoden der Araber" (p. 5) sprechen zu hören.

Die Verfasser haben sich sehr bemüht, das architektonische Material durch vergleichende Betrachtung in einen größeren Zusammenhang einzureihen (cf. p. 44ss.). So ist bei dem „Versuch einer Rekonstruktion des Tempels" (von Hugga p. 61ss) alles, was Glaser, Nielsen, Grohmann über die altsüdarabischen Tempelbauten beigebracht haben, aber auch das, was die deutsche Aksumexpedition über alte Bauten in Abessynien festgestellt hat, gewissenhaft verwertet worden. Auch was Ostafrika sonst an archäologischem Vergleichsmaterial bietet, haben die beiden Reisenden herangezogen.

Auch die Kleinfunde haben sie musterhaft registriert (cf. p. 75ss. 119ss.); für das Bildermaterial wird ihnen die archäologische Forschung noch später danken.

Den vorislamischen Zisternen haben sie einen eigenen Abschnitt gewidmet (p. 144ss.), ebenso wie den künstlichen Felshöhlen (p. 159ss.) und Felszeichnungen (p. 167ss.). Was bei den größeren Bauten ohne weiteres zu erkennen ist — der scharfe Unterschied zwischen der ungemein sorgfältigen alten Architektur mit ihren großartigen Wasser- und Tempelbauten, von denen uns schon Glaser[2] anschaulich berichtet hat, und den viel nachlässigeren Bauten der islamischen Zeit, die von der alten Technik nur wenig zu verwerten verstanden hat — das haben die Reisenden auch sonst festzustellen getrachtet: verschiedene Perioden der Bautätigkeit bei einzelnen Bauwerken herauszuarbeiten. Es spricht für die Genauigkeit, mit der sie vorgegangen sind, daß sie von Anfang an auf die sichere Feststellung der Herkunft bei den einzelnen Stücken gesehen (cf. den Reisebericht), und „nicht lokalisierte Funde" besonders zusammengestellt haben (cf. p. 185ss.).

Was sie p. VII über den ethnologischen Zusammenhang zwischen Südwestarabien und Nordostafrika andeuten, dürfte nun auch beim kulturellen erwiesen sein. Der weiteren Forschung werden wir sicherlich noch wertvolle Aufklärungen verdanken. Den Bericht über die zweite Reise und deren Ergebnisse dürfen wir demnach schon jetzt mit Spannung erwarten. Es ist erfreulich, daß wir den Verfassern so für das Geleistete unsern aufrichtigen Dank abstatten, für das Künftige die besten Hoffnungen aussprechen können.

2. Seit Mordtmanns erster Veröffentlichung über das südarabische Material des Berliner Vorderasiatischen Museums[3] hat sich viel neuer Stoff angesammelt, dessen Herausgabe nun notwendig war. Im Verein mit E. Mitt-

1) Cf. D. van der Meulen—H. v. Wissmann, Ḥaḍramaut, Leyden 1932.

2) Cf. N. Rhodokanakis in Festschrift für E. Sachau, Berlin 1915, p. 293ff. Studien 2, 48ss. K. Mlaker WZKM 34, 1927, 64 und N. 6. Dem dort erwähnten modernen Beispiel aus Abessynien füge ich ein älteres hinzu: Rochet d'Héricourt, Reise in das Königreich Schoa 1842—44. Deutsch von A. Schraishuon. Stuttgart 1847, 175 (Frondienst der Untertanen auf den königlichen Besitzungen); analog war es im ältesten Ägypten (cf. Herodot 2, 124 über den Pyramidenbau) wie auch noch im modernen (cf. Cromer, Modern Egypt, London 1908, II, 406—19).

1) Die von Jaussen, Rev. Bibl. oct. 1926 veröffentlichten Texte z. B. enthalten einige Fragmente, die Teilen von vollständigen Glaser-Inschriften entsprechen.

2) Cf. Sammlung Glaser, I, hrsg. v. D. H. Müller und N. Rhodokanakis. Wien 1913.

3) J. H. Mordtmann, Himjarische Inschriften und Altertümer. Berlin 1893.

woch hat der Verewigte nach anderen[1] auch diese Arbeit noch vollenden können. Der reiche Inhalt rechtfertigt ihr Erscheinen von selbst; neue Texte sind in der Sabäistik ja immer willkommen. Daß die Meinungen über Einzelheiten bei solchen oft schwierigen Texten nicht immer einheitlich sein können, liegt auf der Hand. Darum seien statt der Erörterung besonderer Einzelfragen, die hier zu viel Raum beanspruchen müßten und vielleicht an anderer Stelle Platz finden werden, einige grundsätzliche chronologisch-geschichtliche Probleme besprochen, die zum Widerspruch herausfordern.

Schon OLZ 1929, 473 hat Mordtmann vermutet, „daß in der älteren Zeit die mukarrib neben den Königen in Saba bestanden, bzw. abwechselnd mit ihnen regierten". In der vorliegenden Arbeit p. 6 heißt es, daß „in der älteren Periode der sabäischen Geschichte Makārib und Könige sich nicht gegenseitig ausschließen".

Diesen Schluß ziehen die Herausgeber p. 5 daraus, daß sonst eine von ihnen gegebene Ergänzung ihrer Inschrift Nr. 1 (VA 5314 + 5342), Z. 2—3 nach CIH 502 bedenklich wäre, weil in der ersteren von einem Könige, in der letzteren von einem „Makrab" die Rede ist.

Das ist aber methodisch recht bedenklich! Die natürliche Folgerung wäre doch, daß man auf eine derartige Ergänzung verzichtet. Aber da soll eine ganz überraschende Deutung von במלכהן Gl. 1000 A 1 helfen. Rhodokanakis[2] hat übersetzt, „da er König wurde", und gibt dazu in den Erläuterungen[3] die prägnanten Bedeutungen „als er den Königstitel annahm" bzw. „als er die Herrschaft als König antrat". Schon sein Hinweis auf hebr. בְּמָלְכוֹ „als er König wurde" spricht ganz entschieden für die Richtigkeit dieser Erklärung.

Die Herausgeber ziehen auch noch heran die Stelle Gl. 1000 A, 14s. אבצע והכהו מלכ סבא „die Gebiete, die ihm (dem König von Našān) der König von Saba zu Lehen gegeben hatte", und nehmen an, mit dem König von Saba sei nicht KRB'L ḲTR gemeint, sondern einer seiner Vorgänger. Das soll eine Stütze bilden für ihre Erklärung von במלכהן „als er (noch) König war, d. h. bevor er zur Makrabwürde gelangte".

Das klingt sehr gezwungen; schon Rhodokanakis[4] hat die Ablehnung dieser Auffassung vorweggenommen durch die Bemerkung, daß ein solcher Vorgänger genannt sein müßte, und zwar nach Analogie anderer Inschriften ohne Titel (cf. Gl. 1693, 3—4).

Zur Meinung der Verf. steht es schon in einem gewissen Widerspruch, wenn sie p. 6 anschließend an die frühere Bemerkung sagen: „Vermutlich war der Makrab ursprünglich der eigentliche Herrscher, dem die Könige der Städte (vgl. die Könige von Marjab אמלכ מריב CI 37$_7$) und Stämme unterstanden". Dann wäre doch *mkrb* der ältere Herrscher?

1) J. H. Mordtmann und E. Mittwoch, Sabäische Inschriften. Hamburg 1931; Altsüdarabische Inschriften, in: Orientalia (Rom) I—II (im Erscheinen).
2) Rhodokanakis, AST 1, 20.
3) Rhodokanakis, AST 1, 38s.
4) Rhodokanakis, l. c. 1, 54.

Für diese Auffassung, die einst D. H. Müller begründet hat, sprechen gewichtige Gründe:

1. Die *mkrb*-Inschriften in Saba und Ḳatabān sind nach all unserer Kenntnis älter als die Königsinschriften[1].

2. Mordtmann selbst hat einst[2] gezeigt, daß sich das Titelformular der *mkrb* von Saba von dem der Könige von Saba unterscheide: „X, Sohn des Y, *mkrb* von Saba", aber „X, König von Saba, Sohn des Y"[3]. Das erstere Formular finden wir ausschließlich in Ma'în, in Ḳatabān sowohl bei *mkrb* wie bei Königen. Diese Umstände zusammengenommen sprechen dafür, daß dieses Formular wirklich das ältere ist.

3. Den Übergang von „Priesterfürsten" zu Königen haben wir auch im älteren Assyrien. Für Südarabien können wir diesen Sachverhalt aus Gl. 1209/10[4] verglichen mit CIH 37[5] erschließen: die höchsten weltlichen Beamten der Theokratie machten sich allmählich unabhängig und übernahmen entweder die Funktionen des Hohenpriesters selbst (*mkrb*) oder betonten den Vorrang der rein weltlichen Herrschaft vor der Theokratie durch Annahme des Königstitels.

4. Mit der Annahme von Mordtmanns Hypothese berauben wir uns selbst eines bisher gut bewährten Hilfsmittels für chronologische Aufstellungen.

Das alles spricht gegen die Berechtigung dieser Annahme. Solange sie nicht durch neue, triftigere Gründe gestützt wird, besteht kein Anlaß, sie für richtig zu halten.

Nur eine einzige von den vielen Fragen, die noch der Lösung harren oder einer gründlichen Erörterung bedürfen, ist damit angedeutet worden; das vorliegende Werk wird sicherlich gerade wegen mancher Bedenken zur endgültigen Lösung so mancher Schwierigkeiten viel beitragen.

1) Aus Ma'în sind keine *mkrb*-Texte bekannt. — Eine Ausnahme scheint die Inschrift von Obne, Z. 1 zu bilden, die einerseits einen *mkrb* von Ḥaḍramōt, andererseits die Ḥimjaren erwähnt, also jung zu sein scheint (cf. Rhodokanakis, Studien 2, 98ss. Handbuch 1, 118 Nr. 2).
2) Cf. Mordtmann, Beitr. z. min. Epigr. Weimar 1897, 110s.
3) Cf. Rhodokanakis, KTB 2, 54 mit der Berichtigung AST 1, 15.
4) Cf. Rhodokanakis, WZKM 39, 1932, 173ss.
5) Mehrere Generationen jünger als Gl. 1209/10, cf. Rhodokanakis, l. c. 198s.

Haefeli, Priv.-Doz. Dr. Leo: **Stilmittel bei Afrahat dem persischen Weisen.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1932. (VIII, 195 S.) 8°. = Leipziger Semitistische Studien, begr. von A. Fischer u. H. Zimmern, hrsg. von B. Landsberger u. H. H. Schaeder, N. F. Bd. IV. RM 12 —. Bespr. von G. Richter, Breslau.

In der vorliegenden Arbeit wird m. W. erstmalig der Versuch unternommen, die stilistische Struktur eines klassischen Denkmals der syrischen Sprache möglichst allseitig zu erschließen. Über den Erfolg einer solchen Untersuchung entscheidet nicht so sehr die Masse der im einzelnen als „Stilmittel" beigebrachten Beispiele als vielmehr die Art und Weise, wie der Verf. ihre Bezogenheit aufeinander oder auf

ein gemeinsames Einheitsprinzip sichtbar zu machen versteht. Ziel einer derartigen Arbeit bleibt also das fest abgegrenzte wissenschaftliche Urteil über den künstlerischen Eigenwert des behandelten Denkmals bzw. über den Anteil, den es der Form nach an ganzen Denkmalsgruppen nimmt.

Zuerst stellt der Verfasser die Stilmittel der „rhetorischen Emphase" zusammen, die er einteilt in Wortstellung, Wortwiederholung, Zusammenstellung von synonymen Wörtern und Sätzen, adverbiale Zusätze zum Begriff, Asyndese, Begriffssteigerung, Litotes, Hinweis auf den Gegensatz, Zusammenfassung und Trennung (S. 8—34). Daran schließen sich die Ausführungen über die „Mittel des rhetorischen Effekts" (u. a. Ironie, Deductio ad absurdum, Paradoxie, Oxymoron, Hyperbel), S. 35—42, dann werden die „Stilmittel der Lebendigkeit und Bewegtheit" behandelt, die wiederum die Mittel der „Stilgedrungenheit", der „Stilbewegtheit" aufweisen. Zum letzten gehören z. B. auch die Apostrophe, die rhetorische Frage, der Dialog u. a. (S. 43—69). Es folgen die „Mittel der Stilverschönerung" mit sehr vielen Unterabteilungen (S. 70—104), der „Verschleierung" (S. 105—112) und endlich der „Verdeutlichung", die mit weitestgehender Klassifikation — es fallen darunter z. B. die Prädikation, die Parallele, die Metapher und ihre Unterarten, der Vergleich — auch den verhältnismäßig größten Raum der Arbeit beanspruchen (S. 113—184). Die Terminologie wird also weitgehend der griechischen bzw. hellenistischen Poetik und Rhetorik entnommen, um durch die vergleichende Gegenüberstellung zu den Schriften Afrahats diese auf ihre stiltechnische Beschaffenheit zu analysieren.

In der Einleitung entwickelt der Verf. kurz, daß Afrahats Homilien aus dem Geiste des temperamentvollen altsyrischen Christentums zu verstehen seien, in Abhängigkeit von biblischer Diktion und rabbinischer Überlieferung stehen, ausgesprochenen Brief- und Predigtcharakter tragen, und daß man auf Grund solcher Feststellungen gespannt darauf sein dürfe „was für eine Ausbeute an Stilmitteln" die Homilien abwerfen. Hier wird genau ein Erstes mit dem Zweiten verwechselt; denn Aufgabe der Stilforschung ist ja gerade, aus ihrer Ausbeute jenen literarischen Charakter der Homilien zu erkennen und wissenschaftlich zu bestimmen, den Haefeli zur Voraussetzung nimmt, um den nötigen Anreiz für die Studie zu gewinnen. Er ist natürlich berechtigt, gewisse wahrscheinliche Ergebnisse auf Grund sinnfälliger Indizien vorauszuschicken und so das wissenschaftliche Arbeitsgebiet abzugrenzen. Die Durchführung muß aber dann wiederum auf diese ersten Begriffe kritisch zurückweisen. Das erreicht man nicht durch eine möglichst vielseitige Zerteilung gewisser Aussageeinheiten nach ihren „Funktionen", sondern durch die Herausstellung des bestimmten Stilwertes einer solchen Einheit innerhalb des Kontextes und seiner logischen Gliederung. Es ist gar nicht so, daß ein und dieselbe Aussage sich nach mehreren Seiten stilwissenschaftlich gleichmäßig schematisieren läßt. So wie jedes Kunstwerk ein begrenztes künstlerisches Erlebnis zum Ausdruck bringt oder vermittelt, so müssen auch die Vermittler dieses Erlebnisses, wie wir vielleicht die kleinsten Stileinheiten nennen können, innerlich aufeinander in einer festen Komposition bezogen, d. h. begrenzt sein. Es beabsichtigt der Künstler bestimmte Wirkungen, nicht diese oder auch jene oder möglichst alle nur denkbaren zugleich. Diese Richtungen, welche der Künstler für die Ausstrahlungen seines Kunstwerks freigibt, bestimmen ja recht eigentlich den Stil. Und Stilmittel zu behandeln hat allemal nur Sinn, wenn man konsequent zur begrifflichen Kenntnis eben dieses Stiles hingeführt werden soll.

Wenn Ausdrücke wie in Homilie XIV 296, 23ff.[1]: „O sinnverdunkelte Blindheit! O Schlaf! O Todesschlummer!" einmal unter die Emphase durch Begriffssteigerung eingereiht werden (S. 22), ein andermal, als Ausruf zu den Mitteln der Stilbewegtheit gehören (S. 54), so hindert nichts, das gleiche Beispiel auch noch unter die Metapher zu zählen, wie der arabische Rhetoriker 'Abd-alqāhir al-ʿĞurǧānī es wohl getan hätte[2]. Mag man es bei der dreifachen Ausdeutung eines solchen Beispiels auch genug sein lassen, so führt doch die vielfache und gleichmäßig vollgültige Beleuchtung eines derartigen Ausdrucks nicht zur Spezifizierung dessen, was Afrahat in seine Formen vor allem und charakteristisch hineingelegt hat, sondern zur Entleerung des Sprach- und Formenschatzes; ich reiße dabei die Steine des Sprachbaues auseinander und versuche gewissermaßen, welche weiteren Verwendungsmöglichkeiten sie zulassen. Schon der Gebrauch des Begriffes Emphase als Einteilungsgrund mahnt zur Vorsicht; denn jede emphatische Wirkung ist zusammenhangsbedingt. Ich kann sie innerhalb einer Homilie nur aus der Struktur des Gesamtsinnes empfinden und dann die Stellen dieser Wirkung für eine Klassifizierung auslesen. Indem ich sie alsdann untereinander vergleiche, vermag ich im einzelnen die „Mittel" der Gestaltung herauszustellen. So kann man doch wohl bestreiten, daß all die Beispiele, die Haefeli unter der Emphase, welche durch Wortstellung erzielt wird, nennt, wirklich als exponiert empfunden werden. Im Syrischen ist die Stellung sehr frei, ohne daß sofort ein besonderer rhetorischer Nachdruck mit der Veränderung der Stellung gemeint werden muß, wie bereits Nöldeke vermerkt[3]. Man kommt dann nach Haefelis Methode dazu, jeden syntaktischen Usus sofort stilistisch auszudeuten. „Die Frau erkennen" ist dem Semiten ein so eingebürgerter Begriff — vgl. im A. T. ידע —, daß seine sachliche Eindeutigkeit durch geheime Verschleierung nicht mehr gehemmt wird.

Was das Stilmittel „Maß für Maß" angeht, das

1) In Wrights Ausgabe, nach der auch Haefeli zitiert.

2) In Asrār al-balāġa (2. Aufl. Kairo 1925), S. 57 erwähnt und analysiert er ein ziemlich ähnliches Beispiel.

3) Kurzgefaßte syrische Grammatik 1898, § 324.

Haefeli erstmalig einführt, so scheint mir hier überhaupt gar kein „Stilmittel" vorzuliegen. Das Stilmäßige liegt ausschließlich in dem, was Haefeli die „Begleiter", also Paronomasie, Anadiplosis und Chiasmus (um mich einmal dieser Schemata zu bedienen), nennt. Es handelt sich mehr um parallele Sachzusammenhänge, die sich zunächst doch als logische Forderung ergeben. Wenn daran etwas Stilistisches ist, so betrifft es vielleicht die harmonisierende Gedankenführung, die aber mehr ein Denkstil als Stil im Sinne der Diktion ist. Eine solche einfache Wendung wie: Und so gaben sie ihm die Strafe, wie sie seinem Vergehen entsprach (Homilie XI, 208, 18ff.), wegen ihrer Kausalaussage unter die Stilmittel einzureihen, dürfte doch kaum angehen; vielleicht meint Haefeli aber etwas anderes. Er zitiert z. B. IX, 179, 14ff.: „Sie löschen ihre Sünden aus allezeit, damit nicht ausgelöscht werden ihre Namen aus dem Buch des Lebens. Sie lieben die Anfechtungen der Zeit, damit sie fern bleiben der ewigen Qual. Ihrer Zunge lehren sie die Lieder Christi, damit sie erfreut werden an dem Ort der lieblichen und süßen Lieder. Sie leiden Not, damit das Notwendige bei ihnen sei." Was an dieser kompakten Periode stilistisch wirkt, ist nicht die einzelne Entsprechung, sondern die Anhäufung solcher Parallelismen, die gewissermaßen in einem Atemzuge aufgesagt werden, obwohl ihr Anschauungsgehalt dauernd wechselt. Die rhythmische Monotonie und das Tempo der Diktion ordnet sich die Anschauung, die mit jedem Gliede verbunden ist, unter und sucht sie gleichsam weitgehend auszuschalten. Die willkürlichen Parallelismen und Schematisierungen in arabischen Erbauungsschriften beruhen offenbar auf demselben Prinzip, nur daß sie im allgemeinen ungleich viel entwickelter und für unseren Geschmack unerträglicher sind.

Ich hoffe, an andrer Stelle zeigen zu können, wie ich mir eine positivere Stilanalyse von Afrahats Homilien denke. Hier lag mir nur daran, die grundsätzliche Seite der Arbeit Haefelis zu beleuchten und einige Bedenken anzubringen. Doch soll des Verfassers saubere philologische Interpretation dankbar anerkannt werden; auch seine mannigfachen dogmengeschichtlichen Bemerkungen sind wertvoll genug, um für die historische Beurteilung Afrahats immer gute Orientierungen zu bieten. Man kann nur wünschen, daß der zweifellos sehr gelehrte Verf., der als Theologe die für die christlich-orientalische Literatur besonderen, nötigen Vorkenntnisse mitbringt, der Syrologie erhalten bleibt; für stilkritische Arbeiten wird er allerdings seine Methode noch einmal überdenken müssen.

Bergsträßer, G.†: Phonogramme im neuaramäischen Dialekt von Malula. Satzdruck und Satzmelodie. München: Verlag der Bayer. Akademie der Wiss., in Komm. C. H. Beck, München 1933. (III, 126 S.) 8°. = Sitzungsberichte der Bayer. Akademie der Wiss., Philos.-histor. Abteilung, Jg. 1931/32, Heft 7. RM 9—. Bespr. von C. Brockelmann, Breslau.

Als Bergsträßer i. J. 1915 im Anschluß an die von Prym und Socin gesammelten, von ihm nachkontrollierten neuaramäischen Märchen aus Malula auch einige von ihm selbst aufgenommene Texte publizierte, mußte er 11 weitere Aufnahmen zurückstellen, da ihm der Heeresdienst nicht die zu ihrer Verarbeitung erforderliche Zeit ließ. Er hat sich dann im Frühjahr 1930 noch einmal in Damaskus aufhalten und mit seinem früheren Gewährsmann dem Bäcker ʿAptalla Mʿallmōnā zusammen arbeiten können. Er hatte diesen und für zwei kleinere Stücke zwei seiner Altersgenossen in den Phonographen sprechen lassen; auf Grund der Walze wurde der Text dann noch einmal diktiert. Da vier dieser Walzen zerbrochen waren, konnte von diesen Texten nur das Diktat vorgelegt werden. 1930 hatte er leider keine neuen Walzen zur Hand, sondern mußte sich mit wieder abgeschliffenen begnügen, die dann beim Abhören rasch zerstört wurden; auch von diesen Texten konnten zwei nur nach Diktat wiedergegeben werden. Die übrigen Phonogramme liegen in einer Gestalt vor, die sich bei wiederholtem Abhören der Walzen unter Berücksichtigung des Diktats ergab.

Die 11 ersten Stücke entstammen dem Interessenkreis ihrer jugendlichen Urheber, das größte Stück N behandelt die Erlebnisse Aptallas und seiner Landsleute im Drusenaufstand 1925 und bildet einen wertvollen Beitrag auch zur Zeitgeschichte Syriens. Am Schluß stehen 7 Zaǧalstrophen und 4 refrainlose Vierzeiler, die ersten Proben dichterischer Begabung aus Malula, die dem durch die erfolgreiche Behauptung in jenen unruhigen Zeitläuften gestärkten Selbstbewußtsein dieser Bauern zu verdanken sind. Jeder Text ist von einer Übersetzung begleitet. Auf die Beigabe eines Glossars hat B. verzichtet, da er das von ihm 1921 in den AKM vorgelegte Glossar, erweitert durch die 1930 aufgenommenen lexikalischen Sammlungen in erneuter Gestalt vorzulegen beabsichtigte.

In der Wiedergabe der Phonogramme erscheinen die einzelnen Sprechgruppen ohne Sonderung in Einzelworte; die Drucksilben werden in gewohnter Weise durch Striche hinter den Silbengipfeln, die Tonhöhen durch übergesetzte kleine Zahlen bezeichnet. Stimmungsdrucke sind durch Überstreichung gekennzeichnet. Diese Notierung würde den Leser schwerlich genügend über den Gang der Sprachmelodie unterrichten, wenn er nicht in den ausführlichen Untersuchungen des Verfassers die erforderliche Hilfe fände. Wir hören zunächst, daß die Gruppen äußerst variabel sind, zwischen einer und mehr als 30 Silben schwanken können, je nach der Stimmung des Sprechers, und daß sie sich keineswegs mit den Satzgrenzen decken. Innerhalb der Gruppen wechselt der Wortdruck sehr stark, doch lassen sich gewisse Tendenzen unschwer aussondern. Von besonderem Interesse für die allgemeinsemitische Grammatik ist die Feststellung (S. 82), daß das Verbum in weitem Umfang enttont wird, nicht nur wenn es schon zum Flickwort degradiert ist, oder wie die Verben des Sagens vor direkter Rede an Bedeutung für den Zusammenhang zurücktritt. Der Druck bewegt sich bei ruhigem Sprechen in fallender Kurve, kann aber durch verschiedene Motive in andre Bahnen gelenkt werden. Den Druckstärken geht die Tonabstufung in ziem-

lichem Umfang parallel. Dem normalen Fall der Kurve entspricht die Kadenz der Melodie. Leitet die Gruppe indes notwendig zu einer folgenden über, so äußert sich die Spannung im Steigton am Schluß, der kurze Vokale längen kann. Auch sonst wirkt sich die wechselnde Stimmung des Sprechers in den Kadenzen mannigfach aus. Druckkurve und Melodie können nicht nur die einzelnen Gruppen gliedern, sondern diese selbst in höhere Einheiten abstufen. Das ließe sich erschöpfend nur in einer vollständigen Syntax des Dialektes darstellen; der Verf. hat sich daher hier mit einigen Andeutungen begnügt.

Die Intervalle, in denen sich die Kadenzen bewegen, sind im allgemeinen recht klein und schwanken zwischen einem ganzen und einem halben Ton. Trotzdem hätte es sich vielleicht gelohnt, die Walzen noch einmal darauf hin abzuhören, ob die Tonhöhe auf die Artikulation der Vokale von Einfluß ist, wie das ja im Englischen ohne Zweifel der Fall ist und von Parmenter, Treviño und Bevans in Language IX. I (March 1933) experimentell festgestellt werden konnte. Die bekannte Neigung des Dialekts zu ganz außerordentlicher Variabilität der Vokale legt eine solche Vermutung jedenfalls nahe.

Bergsträßers hier vorgelegte Untersuchungen sind die ersten derart, die auf semitischem Gebiet angestellt sind. Vielleicht werden sie ihren vollen Wert für die Sprachgeschichte erst entfalten können, wenn sie durch entsprechende Untersuchungen der benachbarten arabischen Dialekte ergänzt sind; jedenfalls gebührt ihm schon jetzt der Dank dafür, daß er unsrer Wissenschaft ein Neuland erschlossen hat.

Popper, William: **Abû'l-Maḥâsin Ibn Taghrî Birdî's Annals, entitled An-Nujûm az-zâhira fî Mulûk Miṣr wa'l-Kâhira.** Vol. V, part I; 746—778. A. H., part II; 778—792 A. H. ed.; Berkeley: University of California Press 1932. (II, 292 S. u. S. 293 bis 515) 4^0 = University of California Publications in Semitic Philology, Vol. 5, 1 u. 2.

— **Extracts from Abû'l-Maḥâsin Ibn Taghrî Birdî's Chronicle entitled Ḥawâdith ad-Duhûr fî Madâ'l-'Ayyâm wa'sh-Shuhûr.** Part 3; 865—874 A. H. ed. Ebda 1932. (S. 395—735) 4^0 = University of California Publications in Semitic Philology, Vol. 8, No. 3. Bespr. von P. Kahle, Bonn.

Die Ausgabe der *Nuǧūm az-zāhira* des Taghrī Birdī war 1852 in Leiden durch T. G. J. Juynboll und Matthes begonnen und 1859 von Juynboll bis zum Jahre 365 H. (Bd. II, 1) fortgesetzt worden. Seit 1909 ist William Popper dabei, diese große Chronik fortzuführen. Er hat zunächst Bd. II vollendet (366—523 H.) und von Bd. III den 1. Teil bis zum Ende der Fatimidenherrschaft (567 H.) herausgegeben (1913), hat dann zunächst die letzten Teile der Chronik publiziert (Bd. VI, 801—840 H., 1915 bis 1923; Bd. VII, 841—872 H., 1926—29) und hat jeden der drei fertigen Bände mit Indizes und Glossar versehen. Neben seinen *Nuǧūm* hat Taghrī Birdī eine ausführliche Chronik hinterlassen, die *Ḥawādith ed-Duhūr*, die von ihm als Fortsetzung zu des Maḳrīzī *Kitāb as-Sulūk fī Ma'rifat Duwal al-Mulūk* gedacht sind. Maḳrīzī war Ende 844 oder Anfang 845 gestorben und hatte, nachdem er in besonderen Büchern die Emire von Ägypten und die Fatimiden-Kalifen behandelt hatte, seine Sulūk mit Saladin begonnen und sie fortgeführt bis zum Jahre 844, kurz vor seinem Tode. Taghrī Birdī war der Ansicht, daß nach dem Tode des Maḳrīzī kein zuverlässiger Berichterstatter da war, der das Werk des Meisters hätte fortsetzen können. So hat er sich selber darangemacht und in seinen *Ḥawādith ad-Duhūr* eine ausführliche Darstellung der Geschichte Ägyptens von 845—874 H. geliefert.

Popper hat nun als Ergänzung zu dem letzten, VII. Band der *Nuǧūm* als Band 8 umfangreiche Auszüge aus den *Ḥawādith* veröffentlicht, von denen der vorliegende Part 3 den Schluß bildet. Es ist wieder ein stattlicher Band von 735 Seiten geworden, zu dem noch Indizes und Glossar kommen sollen. Durch reichliche Verweise von Band 7 auf 8 und umgekehrt ist die Benutzbarkeit erhöht, und es ist nur dankbar zu begrüßen, daß wir neben den manchmal etwas dürftigen *Nuǧūm* auch die ausführlichere Darstellung dieser Zeit besitzen.

Freilich ist die Konsequenz der Publikation der Exzerpte aus den *Ḥawādith* die, daß wir nun vor allem auch eine Ausgabe von dem Werk haben müßten, zu dem die *Ḥawādith* die Fortsetzung bilden, zu des Maḳrīzī *Sulūk*. Von diesen hat Blochet seinerzeit die Aijubiden-Herrschaft (567—648) und Quatremère in seiner berühmten Histoire des Sultans Mamlouks einen Teil der Mamelukengeschichte in Übersetzung und Bearbeitung veröffentlicht (648—708 H.). Aber die ganze Folgezeit von 709—844 ist weder im Original noch in Übersetzung zugänglich, und es wäre höchste Zeit, daß diese wichtige Chronik endlich einmal in zuverlässiger Gestalt herausgegeben würde, zumal wir jetzt für sie über ein ausgezeichnetes Handschriftenmaterial, zum Teil das Autograph des Verfassers, verfügen.

Als Fortsetzung der Chroniken des Taghrī Birdī kommt dann Ibn Ijās in Betracht, von dessen *Badā'i' az-Zuhūr fī Waḳā'i' ad-Duhūr* die Bulaker-Ausgabe doch nur einen sehr unvollkommenen Begriff gibt. In der Bibliotheca Islamica Bd. V sind der 4. Teil (906—921 H.) und der 5. Teil (921—928 H.) erschienen. Ein 3. Teil, der die Jahre 874—906 H. behandeln soll, muß folgen. Ich habe durch Stichproben festgestellt, daß eine Publikation der Chronik des Ibn Ijās für die Zeiten, in denen wir die Chroniken des Taghrī Birdī haben, kaum lohnend sein würde, da Taghrī Birdī's beide Chroniken zusammen ausführlicher sind als Ibn Ijās, und in diesem kaum etwas steht, was nicht schon bei Taghrī Birdī zu lesen ist.

Der 5. Band der *Nuǧūm*, von dem die ersten

zwei Hefte vorliegen, enthält die Geschichte Ägyptens von 746—792 H. und wird mit der Fortsetzung bis zum Jahre 800 H. kommen. Es würde dann noch fehlen die Fortsetzung des 3. Bandes und der 4. Band, die zusammen die Zeit von 567—746 H. behandeln müssen. Diese älteren Teile haben natürlich längst nicht die Bedeutung der letzten Bände, in denen die Zeit behandelt wird, die Taghrī Birdī als Augenzeuge mit erlebt hat. Immerhin werden wir dem Herausgeber dankbar sein, wenn er in absehbarer Zeit die Publikation des ganzen umfangreichen Werkes zum Abschluß gebracht haben wird.

Rosenthal, Erwin: **Ibn Khalduns Gedanken über den Staat.** Ein Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Staatslehre. München: R. Oldenbourg 1932. (IX, 118 S.) gr. 8°. = Beiheft 25 der historischen Zeitschrift. RM 6.50. Bespr. von P. Kraus, Paris.

Der Verf. gibt in dieser seiner Erstlingsarbeit eine eingehende Darstellung der Lehre Ibn Ḫaldūns vom Staat. Im ersten Teil schildert er die Auffassung Ibn Ḫaldūns von der Entstehung und Entwicklung des Staates, im zweiten Teil das Verhältnis des Staates zu den verschiedenen Erscheinungen des menschlichen Lebens, der Religion, dem Recht, der Wirtschaft und der geistigen Kultur. Der Vorzug der Arbeit liegt vor allem darin, daß sie Ibn Ḫaldūn selbst oft zu Wort kommen läßt und an der Hand von zahlreichen Originalzitaten seine Lehre entwickelt. Die die Zitate verbindenden Ausführungen des Verfassers wollen nichts mehr als eine vorsichtige Textinterpretation sein, um den islamisch nicht vorgebildeten Leser in die eigenartige Fassung der Gedanken einzuführen und sie durch gelegentliche, niemals aufdringliche Vergleiche aus der abendländischen Staatstheorie zu beleuchten.

Die Arbeit, die auf eine Anregung von Prof. Brackmann zurückgeht, wendet sich in erster Linie an den mittelalterlichen Historiker. Sie hat aber auch dem Islamisten viel Neues zu sagen. Besonders wichtig scheint mir das erste und zweite Kapitel des zweiten Teiles zu sein, in denen Ibn Ḫaldūns Lehre vom Verhältnis des Staates zum Religionsgesetz, zur *šarīʿa*, klar zum Ausdruck kommt. Es ist schon bezeichnend, daß Ibn Ḫaldūn neben dem auf der *šarīʿa* beruhenden Staat — wie es, wenigstens in der theologischen Theorie, der islamische Staat ist — den weltlichen Staat voll anerkennt; darüber hinausgehend betrachtet er aber die Religion nur als „sozialen Faktor", der zur Verstärkung der weltlichen Macht der *ʿaṣabīja*, d. h. der Machtgruppe, auf die sich jede Herrschaft stützt, hinzukommt. Daß Ibn Ḫaldūn, indem er das Religionsgesetz der *ʿaṣabīja* unterordnet, trotz seiner aufklärerischen Tendenz den Boden der islamischen Religion nicht verläßt, sondern nur in konsequenter Weise Gedanken ausgestaltet, die zum Wesen des islamischen Staates seit seinem Beginn gehören, hat R. anschaulich dargelegt, indem er der abendländischen Auseinandersetzung von Staat und Kirche die für den Islam grundlegende Einheit der religiösen und weltlichen Macht in einer Person entgegenstellt. „So ruht also die Beziehung zwischen Staat und Religion im Islam auf anderen Voraussetzungen wegen seiner andersgearteten geistigen Struktur und der Verschiedenheit seiner historischen Erscheinung. Daher will auch Ibn Khaldûn vom islamischen Denken und der islamischen Geschichte aus verstanden werden" (S. 51f.). In gleicher Weise betont R. bei seiner Darstellung von Ibn Ḫaldūns Wirtschaftstheorie (S. 71ff.) die Notwendigkeit, seine Lehre aus den Voraussetzungen der islamischen Kulturwelt zu verstehen und lehnt es ab, in ihr moderne volkswirtschaftliche Anschauungen wiederzufinden, wie es in letzter Zeit öfters geschehen ist.

Es bedeutet kluge Selbstbeschränkung, wenn R. darauf verzichtet, die Vorläufer Ibn Ḫaldūns innerhalb des Islam und besonders sein Verhältnis zur Staatstheorie der islamischen Philosophen näher zu untersuchen. Dagegen ist es ein zweifelloser Mangel der Arbeit, wenn, mit wenigen Ausnahmen (S. 52 unten und S. 55 Anm. 3) die Illustrierung der theoretischen Lehren des Ibn Ḫaldūn aus der islamischen Geschichte ganz unberücksichtigt geblieben ist. Jedes Kapitel der Muqaddima besteht aus einem theoretischen Teil, an den sich die Beipsiele aus der islamischen Geschichte anschließen, und durch einen passenden Vergleich dieser beiden Grundbestandteile des Werkes könnte gezeigt werden, inwieweit die Lehren Ibn Ḫaldūns aus der geschichtlichen Erfahrung bzw. aus der an die historischen Ereignisse herangetragenen Geschichtstheorie zu erklären sind. Die Übersetzung, die sich im allgemeinen an die Beiruter Textedition anschließt, ist gelegentlich zu sklavisch und auch nicht ganz fehlerfrei. S. 57 Z. 8f. übersetze: „wie daß sie sich Streit und ziellose Verschwendung zu eigen machen"; S. 61, Z. 21 soll es statt „daß der Herrscher zu verordneten, politischen Satzungen zurückkehrt" vielmehr heißen: „daß er auf sie zurückgreift". — Den Abschluß des Buches bildet die Erläuterung einiger wichtiger arabischer Termini der Muqaddima.

Cenival, P. de: **Les Sources inédites de l'Histoire du Maroc.** IIme Série: Dynastie Filalienne. Archives et Bibliothèques de France. IV: Mai 1693—Novembre 1698. Paris: Paul Geuthner 1931. (XVI, 729 S.) 4° = Publications de la Section historique du Maroc. 150 Fr. Bespr. von E. Pröbster, Neustadt/Orla.

Der vorliegende 4. Band der 2. Serie des monumentalen französischen Quellenwerks zur Geschichte der Saʿdidischen und Alawidischen Dynastieen in Marokko behandelt die wechselvollen Schicksale der franko-marokkanischen Beziehungen in dem Jahrfünft zwischen der

Pacific School of Religion

Mission Pidou de Saint-Olon's nach Marokko — Mai 1693 — und derjenigen des ʿAbdallāh b. ʿĀiša nach Frankreich, die im September 1698 angekündigt wurde. Fast ein Drittel des Bandes — S. 1—217 — ist der Gesandtschaftsreise Saint-Olons gewidmet, der sich um den Abschluß eines Friedensvertrags zum Schutze des französischen Handels bei Mūlāī Ismaʿīl vergeblich bemühte. Saint-Olons 1694 gedruckter Bericht Estat présent de l'Empire de Maroc, der bis in die neueste Zeit neben denen Leo Africanus', Marmol's und Mouette's eine der Hauptquellen für unsere Kenntnis der marokkanischen Zustände war, hat allerdings keine Aufnahme gefunden; aber dafür werden die Originalberichte des Gesandten mitgeteilt und da, wo der Estat présent ausführlicher ist, die bezüglichen Stellen in den Anmerkungen angeführt. Den Rest des Bandes füllt insbesondere die laufende Berichterstattung des rührigen französischen Konsuls in Selā, J.-B. Estelle, die — neben z. T. recht interessanten Ausführungen über die allgemeine Lage des Landes — vor allem die Seeräuberei der Korsaren von Selā, die Frage des Sklavenaustauschs, die Belagerung von Ceuta, den französischen Handel, die Kontrebande u. a. m. zum Gegenstand hat. Es werden auch einige Denkschriften über die Aussichten einer französischen Expedition gegen Tanger mitgeteilt. Der Band enthält unter Nr. XVI, XVIII, XIX, CXIV, CXLII u. CXLIII marokkanische Schriftstücke, die mit Ausnahme von CXLII f und q nach maghrebinischer Schreibart geben. Das Schriftstück CXIV ist bereits von H. de Castries unter dem Titel: Moulay Ismaïl et Jacques II: une apologie de l'Islam par un sultan du Maroc, Paris 1903, veröffentlicht und erläutert worden.

Zu S. 145, 5 ist تكلّفت معه الوقوف والاستئذان على الضيف nicht mit: „Je me suis chargé d'informer [de son arrivée] mon maître" (S. 147 Anm. 4), sondern mit: „Je me suis chargé de lui prêter aide et de solliciter l'autorisation de mon maître" zu übersetzen. Das تحتها von S. 146, 6, das in der Übersetzung S. 149 Anm. 1 weggefallen ist, wäre wohl mit „sous ce rapport" wiederzugeben. Es ist zu lesen: S. 576, 15 djizia st. djazia; S. 674, 6 يُقبَل st. يُقبِل; S. 675, 5 نحواه st. نحواه; S. 675, 6 حَسبُ (il suffit) st. حَسَنٌ; S. 682, 4 المهادنة st. لمهادنة; S. 682, 13 عجّة st. عجّةً. Das ثقنا S. 674, 9 erklärt sich wohl als Vulgarismus vom dialektischen ثاق = وثق. S. 682, 15 ist wohl فاللّه اللّه ثمّ اللّه اللّه zu vokalisieren und zu übersetzen: „Crains Dieu, crains Dieu (je répète) crains Dieu, crains Dieu . . ."

Meyerhof, Max: **Das Vorwort zur Drogenkunde des Bērūnī** eingel., übers. u. erläut. Berlin: Julius Springer 1932. (52 S., ١٨ S.) 4°. = Quellen u. Studien zur Geschichte d. Naturwiss. u. d. Medizin. Bd. 3, H. 3. RM 7.80. Bespr. von Paul Kraus, Paris.

In den letzten Jahren ist das Interesse an den Werken Bērūnīs, der weitaus bedeutendsten Gestalt der islamischen Wissenschaftsgeschichte, wieder rege geworden. Wir dürfen in der nächsten Zeit die Herausgabe des *kitāb al-ǧamāhir fī maʿrifat al-ǧawāhir* durch Krenkow, die arabische Paraphrase des Patanjali durch Hauer erwarten, und vielleicht wird sich auch bald jemand finden, der den masʿūdischen Kanon, das grundlegendste astronomische Werk des islamischen Mittelalters, zugänglich machen wird[1]. In der hier zu besprechenden Studie behandelt Meyerhof eine weitere erhaltene, von Zeki Velidi in Brussa entdeckte Schrift des Bērūnī, das *kitāb aṣ-ṣaidana* oder das 'Drogenbuch'.

Nach den Auszügen, die M. in seiner Einleitung aus dem Buch gibt, ist leicht zu ersehen, welche Bereicherung unseres Wissens über die Kenntnis der Drogen bei den Muslimen daraus zu erhoffen ist. Das Werk Bērūnīs unterscheidet sich durch den wissenschaftlichen Geist, die selbständige Forschung seines Verfassers und das reiche, aus eigener Erfahrung geschöpfte Material, das er verarbeitet, wesentlich von allen anderen Werken dieser Art, die in erster Linie Kompilationen sind. Sein besonderer Vorzug besteht darin, daß hier Bērūnī ebenso wie in seinem Edelsteinbuch auch als ausgezeichneter Philologe spricht. Er gibt genaue Angaben über die Namen der von ihm behandelten Drogen in verschiedenen Sprachen, arabisch, griechisch, syrisch, indisch, und besonders in mehreren iranischen Dialekten. Und außerdem stellt er zu den einzelnen Drogen Zitate aus arabischen Dichtern zusammen, die den Handel mit Drogen und ihre Verwendung bei den heidnischen Arabern und im Islam illustrieren sollen. So enthält jeder Artikel des Buches wertvolle Beiträge zur Drogengeschichte.

Das Vorwort des *k.aṣ-ṣaidana*, das M. in Text und Übersetzung veröffentlicht, stellt die Prinzipien dar, nach denen das Buch angelegt ist. Hier stehen neben Ausführungen über die Etymologie des Wortes *ṣaidana* und über das Verhältnis der Drogenkunde zu den übrigen Wissenschaften wertvolle Abschnitte, die die Stellung Bērūnīs innerhalb der islamischen Wissenschaftsgeschichte beleuchten. Indem er von Dioskurides spricht, gibt er seiner Hochachtung vor dem Griechentum begeisterten Ausdruck und betont, daß in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen der Islam ganz nach dem Westen (nach Griechenland) hin orientiert

1) [Korr.-Zus.: Inzwischen ist die Bearbeitung einer neuen Schrift des Bērūnī, des *k.at-tafhīm li-awāʾil ṣināʿat at-tanǧīm* erschienen: *The Book of Instruction in the Elements of the Art of Astrology by . . . . Al-Bīrūnī*, hrsg. u. übers. Ramsay Wright, London 1934.]

ist, während ihm die östliche (d. h. indische) Wissenschaft stets fremd geblieben ist (S. 39 der Übersetzung). Unter den Sprachen der islamischen Völker taugt allein das Arabische zur Wiedergabe wissenschaftlicher Gedanken, während das Persische im besten Fall „für die Legenden der Chosraus und nächtliche Unterhaltungen" (wohl Anspielungen auf Firdausī und 1001 Nacht) gut ist. Er, der Chwarazmier, der erst in reiferem Alter arabisch und persisch gelernt hat und in beiden sich als Fremdling fühlt, preist mit beredten Worten „die Sprache der Araber, in die die Wissenschaften aus allen Gegenden der Welt übertragen worden sind und sich dadurch verschönert haben" (S. 40). Andererseits übt er scharfe Kritik an den Nachteilen der arabischen Schrift, die niemals wie die griechische (und syrische) die Wortformen genau wiedergeben kann und durch ihre diakritischen Punkte oft zu Mißverständnissen Anlaß gibt[1].

Bērūnī hat das Drogenbuch in höchstem Alter verfaßt und ist nicht mehr dazu gekommen, eine endgültige Reinschrift herzustellen. Der Gelehrte Ǧaḍanfar[2], ein großer Verehrer des „Meisters", von dem die einzige erhaltene Handschrift stammt, klagt sehr über den schlechten Zustand der Überlieferung. Deshalb bietet die Herausgabe des Werkes große Schwierigkeiten, und es ist unsicher, ob die Textkonstitution des eigentlichen Buches mit dem gleichen Erfolg wird durchgeführt werden können, wie es M. bezüglich des Vorworts gelungen ist. Zum Glück sind noch zwei Handschriften einer persischen Übersetzung erhalten, und es ist zu hoffen, daß sie bei der Textherstellung gute Dienste leisten werden. Der einzige mir bekannte Versuch der Verwendung einer persischen Version zur Edition eines arabischen Textes, die Bearbeitung des *kitāb aṭ-ṭawāsīn* von Ḥallāǧ durch Massignon, ist in diesem Sinn sehr glücklich gewesen.

M. hat seiner ausgezeichneten Übersetzung ausführliche Anmerkungen beigegeben und in der Einleitung und im Schlußwort die Bedeutung des Werkes eingehend gewürdigt. Hoffentlich wird er uns bald die Bearbeitung des ganzen Werkes schenken können, zu der keiner so berufen ist wie er.

Ich gebe im folgenden ein kurzes Verzeichnis der Stellen, wo mir der Text oder die Übersetzung verbesserungsbedürftig erscheinen. Zugleich stelle ich auch einige Druckfehler richtig, die der Kairiner Setzer verschuldet hat.

S. 3, Z. 7 لها من: Druckfehler für طامس. — S. 3, 16: *fa'nfaradat*: 'sondern für sich abgesondert'. — 3, 19 *minhā*: übersetze: 'bei ihr' statt 'von ihr aus'. — leg. وإن st. وأن. — 3, 20 *wa-ḫāṣṣatan fī hāḏihī 's-sinīn* 'und insbesondere in dieser unserer Zeit' (die ewige Klage der islamischen Autoren über das Überhandnehmen des *taqlīd*). — 4, 5 *mā burhina*: 'wofür der Beweis erbracht ist'; nicht: 'was mit Scharfsinn (erfaßt werden soll)'. — 4, 7 *fa-la jakād jaṣilūn ila 'l-mumkin fīhī minhum*: übersetze wohl: 'deshalb werden sie kaum zu dem, was von ihnen aus hierin möglich ist, gelangen'. — 4, 11 leg. فمن بياهِ statt فمن بياهى; vgl. عِلاً im zweiten Halbvers. So erfordert es auch das Metrum. — 4, 17 اولا: Druckfehler für اول. — 5, 17 leg. دارينا. — 5, 21 leg. الهنديان. — 8,3 Der Vers kommt mit einigen Varianten (vor allem steht dort auch im zweiten Halbvers *'aṭṭār* und nicht *'arrāf*) noch vor bei Ǧāḥiz, *k.at-tarbī' wa't-tadwīr* (in *maǧmū'at rasā'il*, Kairo 1324, p 94; in *rasā'il al-Ǧāḥiz*, ed. Sandūbī, Kairo 1352, p. 197). Durch diese Stelle wird die von Krenkow vorgeschlagene Deutung des Verses glänzend bestätigt. Der dort voraufgehende Vers spricht von einer *'aǧūz*. — 8, 17 leg. إن statt أن. — 9, 1 leg. سوه statt يسموه. — 10, 1 leg. wohl وغشى, und übersetze: 'und er wurde ohnmächtig'. — 10, 6 ist korrupt; statt *bal* vielleicht besser *illa* zu ergänzen; lege vielleicht بتغاير statt بتعاير. — 11, 15 leg. mit Umstellung und kleiner Änderung: *fa-an jubdal al-fā'it bi-šaj' muǧājir lahū bi'š-šabaḥ*. — 12, 4 übersetze wohl: 'damit sie (die Drogisten) ihnen (den Ärzten) dieselben Dienste leisten wie die Ärzte den Naturphilosophen'. — M.s Auffassung 'wie die naturforschenden Ärzte', wozu er das englische physician vergleicht, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. — 13, 2 *wa-ḫalat* übersetze: 'und sind den Herzen angenehm (süß) geworden'. — 13, 4 leg. اقيس statt اقِيس. — 13, 16 *jataḥakkam* übersetze: 'sich ein Urteil anmaßt'. — 13, 20ff. Die Stelle ist in der Handschrift sehr verderbt und daher kann man nicht über bloße Vermutungen hinausgelangen. Z. 21 leg. vielleicht واستشعفنا; 14, 3 leg. اذ statt اذا ? رسموا statt سموا ? In der Lücke hinter *kutubihī* sind wohl mehrere Worte ausgefallen. — 14, 13 leg. الفعل st. الفعل. — leg. تساوى st. يساوى. — 14, 17 *wa-li't-tarāǧima*: 'die Übersetzer', nicht: 'die Übersetzungen'. — 15, 7 übersetze: 'welche (die syrische Schrift) nicht die Schäden enthält, die zur Fehlschreibung veranlassen, (so wie es die arabische Schrift tut)'. — 15, 10 *ṯumma bi-'ainihī bi'l-'arabī* übersetze: 'und dann in der gleichen (Schrift, nämlich in syrischen Buchstaben) in arabischer (Sprache)'. Dazu passen die erhaltenen syrisch-arabischen Speziallexika, z. B. das von G. Furlani, RSO X, p. 315, Nr. 14 kurz besprochene Verzeichnis schwieriger philosophischer Termini[1]. — 15, 17 leg. السوسن st. السوس; s. S. 44 der Übersetzung Anm. 6. — 16, 1 hinter *sālim al-madma'ain* sind sicher durch Homoioteleuton mehrere Worte ausgefallen; ergänze

1) Anfang: ܐܠܦ ܡܠܝܢ ܕܡܠܝܢ ܕܐ: ܡܠܐܟܐ.

---

1) Vgl. die Bemerkung unten zu p. 15,7. — In seiner Kritik der arabischen Schrift folgt Bērūnī offenbar, wie auch sonst oft, seinem großen Vorgänger Abū Bakr M. b. Zak. Razī. Vgl. dessen Ausführungen über das gleiche Thema in einer Mosuler Handschrift, abgedr. p. 58 des Katalogs von Mosul (s. folgende Note).

2) Zu den von M. (S. 10f.) über ihn zusammengestellten Daten ist noch hinzuzufügen, daß in Mosul ein kleines Werk von ihm erhalten ist, betitelt: *ḫāṣil al-masā'il li-Faḫr ad-dīn Abī Isḥāq Ibrāhīm b. Muḥ.al-ma'rūf bi-Ǧaḍanfar at-Tabrīzī wa-huwa iḫtiṣār masā'il Ḥunain bi-ḥaḏf al-alfāẓ az-zā'ida wa'l-amṯila al-qalīla al-fā'ida* [*S. Kitāb maḫṭūṭāt al-Mauṣil* von Dr. Dāwūd al-Čelebī (Bagdād 1346 H) p. 260, Nr. 14, 13].

etwa: 'Wer gesunde Augen (und Ohren hat ..... Wer aber [wie ich] des Augenlichtes beraubt ist [leg. etwa *fāsid al-madma'ain*]), der ist nicht frei etc.'. — 16, 4 مجانص Druckfehler für مجانس. — 16, 7 *al-mumajjaz* übersetze: 'der vor seinesgleichen ausgezeichnet ist'. — 16, 10 *al-mustazīd*: M. 'fortschrittlich'; besser: 'lerneifrig' (der seine Kenntnisse immer zu mehren sucht). — 17, 2 *wuǧūd al-maṭlūb*: M. 'die Erreichung des Erforderlichen'; besser: 'das Auffinden des gesuchten (Wortes)'.

Arnold, Sir Thomas, and Alfred **Guillaume**: **The Legacy of Islam.** Oxford: At the Clarendon Press 1931. (XVI, 416 S.) kl. 8°. 10 sh. Angez. von R. Strothmann, Hamburg.

Die Beiträge sind: Trend, Spanien und Portugal; Barker, Kreuzzüge; Kramers, Geographie und Handel; Christie, Kunstgewerbe; Briggs, Architektur; Gibb, Literatur; Nicholson, Mystik; Guillaume, Philosophie und Theologie; Santillana, Recht und Gesellschaft; Meyerhof, Medizin, Alchemie u. a.; Farmer, Musik; Carra de Vaux, Astronomie und Mathematik; der Abschnitt über Malerei ist pietätvoll in der unvollendeten Gestalt abgedruckt, wie ihn Arnold hinterlassen mußte. Dem Legacy-Nachweis entsprechend sind unter den 91 Abbildungen auch europäische Bauten, Münzen, Gemälde, Vasen, Bronzen und Webereien vertreten, welche den islamischen Einfluß zeigen; besonders anschaulich sind die Gegenüberstellungen von Toren, Stockwerktürmen, Spitzbögen, von kufischen und gotischen Inschriften, von Minarets und Kampanilen. Literaturverweise werden nur gelegentlich gegeben; doch sind für Geographie, Architektur, Philosophie und Medizin knappe Bibliographien beigefügt. Daß das an den Westen weitergegebene Erbe selbst erst geerbt war von den orientalischen Vorgängern oder vom alten Westen und vom Fernosten, wird an den stark gezeichneten rückwärtigen Verbindungen klar, und seitwärts führen Linien zu 'Legacy of Israel'. Anzuerkennen ist schon der Mut zu einer solchen Gesamtdarstellung, da, wie auch mehrfach im Text betont wird, die Vorarbeiten zumeist noch in den Anfängen stecken. Aber hier werden nicht nur Querschnitte durch solche bisherigen Einzeluntersuchungen, sondern auch frische Belege und im ganzen mit der Mannigfaltigkeit der Einzelbilder lebhaft und fesselnd wirkende Überblicke geboten.

Sehr geschickt behandelt der erste Abschnitt gleichsam als Exposition für das westliche Teilgebiet die sämtlichen Berührungen, welche nach der Erinnerung an die Kreuzzüge einzeln durchgesprochen werden. Soweit es überhaupt möglich ist, zu allen Beiträgen Stellung zu nehmen, darf Ref. den Eindruck wiedergeben, daß der westlichen wie der orientalistischen Forschung ein dankenswerter Antrieb gegeben ist. Da die öst-westlichen Beziehungen nicht ganz unbekannt sind, so sei hier auf den Versuch einer Inhaltsangabe verzichtet; sie würde dem reichen Gehalt, den der Leser selbst sprechen lassen muß, doch nicht gerecht werden können, weil das Wesentliche gerade in der Deutung der Entlehnungen und in den Einzelheiten liegt: Alfons X. erhält ein eigenes Kapitel als „der größte Apostel der islamischen Wissenschaft im christlichen Spanien" (Trend 31ff.). Das 15. Ökumenische Konzil 1311—12 zu Vienne beschließt die Errichtung akademischer Lehrstühle für das Arabische und Tartarische (Barker 65). 'Umarī, gest. 1348, beruft sich für die Beschreibung von Kleinasien auf einen Genuesen; das Staatsgewand der deutschen Kaiser im Mittelalter trägt arabische Inschrift (Kramers 92, 104). Das Musterbuch des Malers und Bildhauers Francesco di Pellegrino vom Jahre 1530 hat nur islamische Modelle (Christie 150). Bei Behandlung der Verteidigungserker (Pechnasen) in Syrien und Ägypten werden auch die ersten Übertragungen an französische und engliche Burgen datiert (Briggs 168, der S. 162 vermutet, das Miḥrāb sei eingerichtet, damit Blinde die Gebetsrichtung abtasten könnten). Ibn Dāwūd und Ibn Ḥazm gestalten das literarische Schema der platonischen Liebe (Gibb 186ff.). Über den Stand des arabischen Aristotelismus bei den Christen zu Ende des 13. Jahrhunderts unterrichtet ein Zitat des Roger Bacon (Guillaume 259f.). Ein deutscher zoologischer Traktat verzeichnet noch im Jahre 1838 alle Legenden vom giftigen Gecko genau wie Damīrī (Meyerhof 353). Aus den mittelalterlichen lateinischen Musiktraktaten werden die arabischen technischen Begriffe besonders herausgehoben (Farmer 372; vgl. auch seine Monographie 'Historical Facts for the Arabic Musical Influence'). Leonardo Fibonacci von Pisa studiert im 12./13. („eighteenth" ist Schreibversehen) Jhdt. auf Sizilien (wie schon vorher zu Bougie in Algerien) arabische Algebra (Carra de Vaux 384). Daß Troubadour von arab. *ṭarrāb* hergeleitet werden könne, wird nur als Vermutung ausgesprochen (Christie 17, Carra de Vaux 373, und ausführlicher Gibb 190f., Anm. 2), wie denn im allgemeinen eine Vorsicht in der Annahme von Entlehnungen zu erkennen ist, freilich verschieden bei den verschiedenen Verfassern: Während Christie (148) einen Verkehr zwischen Karl dem Großen und Harun ar-Raschid stark in Zweifel zieht, sprechen Meyerhof (333) und Carra de Vaux (387) unbefangen von Geschenken Haruns, und Barker (74), der im übrigen die Bedeutung der Kreuzzüge wenigstens für eine islamisch-christliche Beeinflussung nicht überbetont, hält das Protek-

torat Karls des Großen über die hl. Stätten für eine geschichtliche Tatsache; vgl. jedoch DLZ 1932, 1615—17, und JAmOS 1932, 61—63, gegen den neuerlichen Vorstoß von F. W. Buckler. Da für eine wirkliche Legacy-Darstellung vielfach der Besitz, den der Islam zu vergeben hatte, noch nicht hinreichend bekannt ist, bringt z. B. Guillaume zunächst einen Abriß der islamischen Philosophie und Theologie; so stellt er den Kindī als den einzigen rasse-arabischen Philosophen heraus, bevor er die anziehende und abstoßende Berührung etwa zwischen Averroes und Thomas von Aquino schildert, nachdem er daran erinnert hat, daß der von der Kirche verdammte Averroismus des Siger von Brabant den averroistischen Aristotelismus mißverstanden hatte; manche behauptete Beziehung wird sich aber nicht nachweisen lassen; so kann man zur Willenslehre des Mu'tazilitentums nicht von Pelagius (262) ausgehen. Im ganzen scheint aber die in der Themenstellung liegende Gefahr vermieden, die orientalischen Dinge europäistisch aufzufassen und darum vorschnell Einwirkungen anzunehmen; es begegnen im ganzen Buch mehrfach die bescheideneren Ausdrücke coincidence, correspondence, parallelism, analogy. Besonders vorsichtig behandelt Nicholson die islamische Mystik, in die eigentlich nur Dante hineinbezogen wird (227), während er im übrigen kaum Seitenblicke tut, dafür aber Zitate bringt von der Rābi'a, von Ibn al-'Arabī, Ibn al-Farīd, Dschelāleddīn Rūmī, also ein wertvoller Ersatz für Leser, denen seine 'Studies in Islamic Mysticism' nicht zugänglich sind. Ähnlich verfährt Santillana; doch fügt er einen Paragraphen 'Legacy' bei mit mehr allgemeinen Bemerkungen: „the high ethical standard of certain parts of Arab law acted favourably on the development of our modern concepts"; für die einzige angegebene Aneignung, „limited partnership (*qirāḍ*" 310) konnte wohl der knappe Raum die wünschenswerten Belege nicht bringen.

„It is a provocative title" (Vorwort V); das Buch führt sogar in einen Streit, nämlich der pro- und anti-orientalischen Thesen. Das gilt schon von den Entlehnungstheorien, z. B. für die Architektur, im allgemeinen, gilt aber für alle Fragen besonders im Abschnitt Spanien. Im wesentlichen ist die Haltung der Beiträge vorsichtig, auch harmonisierend, bisweilen freilich kühn abwertend. Wo solche Wertungen zu allgemeinen schwerwiegenden Urteilen aufsteigen, werden sie kaum auf volle Zustimmung rechnen können, da die Untersuchungsbasis doch zu schmal ist; so wenn Zitate übernommen werden: „Spain sacrificed to Catholicism both liberty of spirit and greatness as a nation . . . abandoned the traditional toleration of the houses of Castille and Aragon . . . ruined in a few generations that marvellous flower of Hispanic thought, the only favourable legacy which Islam had bequeathed" (Trend 4f.). Das wird schwerlich der Tatsache gerecht, daß nach Fremdherrschaft und Zerrissenheit die neue allseitig, also auch religiös, ja konfessionell streng durchgeführte Einheit sich den Süden und die Mitte der Neuen Welt erschloß, welche, wenn man schon die Fäden bis zur Gegenwart zieht, nach Kulturbestand und Zukunfts-Raummöglichkeit mehr spanisch-portugiesisch ist, als der amerikanische Norden nordeuropäisch gestaltet werden konnte unter den Händen von Völkern, die durch ein viel günstigeres Geschick vorbestimmt schienen. Klar stellt auch Gibb den Kampf um die Einflußfrage dar, läßt die Beispiele selbst sprechen von Aucassin et Nicolette und Rolandslied bis zu Fitzgeralds 'Omar Khayyam', welcher „truly Persian", aber auch „truly English" (208) sei; das Orientalisieren der deutschen Romantik erkennt Gibb ganz nüchtern als treibhausartig, so zwar, daß „the more deeply impregnated the poet with oriental thought, the less important was his work, considered as literature. The genius of Goethe instinctively rejected all the elements of Ḥāfiẓ which he found uncongenial, yet even among his works the *Divan* stands below the best" (204f.). Schon recht; der Hatim war eben ein Wolfgang und die Suleika eine Marianne und das „muntere Greis"-Erlebnis eine Frankfurter Liebschaft nach einer Wiesbadener Kurauffrischung.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

1. **Noordman, W. E.: Turkije zooals het was en is.** Zutphen: W. J. Thieme & Cie. 1933. (262 S., 12 Abb.) 8°. 3.90 fl.; geb. 4.90 fl.
2. **Roccalta, P. di: Angora e Kemal Pascia.** Problemi politici ed economici della moderna Turchia. Rom: Anonima Romana Editoriale 1932. (234 S.) 8°. Lire 12 —.
3. **Capasso, Carlo: Italia e Oriente.** Florenz: La Nuova Italia [1932]. (XI, 290 S.) 8°. = Collana di Studi Fascisti (R. Università di Perugia), N. 7—12. Lire 20 —.
4. **Bassi, Ugo: L'Italia e la Nuova Turchia.** Modena: E. Bassi e Nipoti 1932. (56 S.) gr. 8°. = Quaderni di Politica estera e coloniale, N. 3. Lire 3 —.

Angez. von G. Jäschke, Neubabelsberg.

1. Angeregt durch Alfred Rühls vergleichende Studien über den Wirtschaftsgeist in Spanien, Algerien und in den Vereinigten Staaten hat es der Verf. unternommen, ein Bild von der wirtschaftlichen Entwicklung der Türkei zu entwerfen. Nach einer geographischen, geschichtlichen und rassekundlichen Übersicht prüft er eingehend alle Faktoren, die das Wirtschaftsleben des Osmanischen Reiches beeinflußten. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß den klimatischen Bedingungen, den Volkseigenschaften und dem Regierungssystem eine vielleicht größere

Bedeutung als dem Islam beizumessen sei. Dieser Leitgedanke beherrscht auch das folgende Kapitel „Vom neuen Geist", in dem er das Wesen der Reformen Mustafa Kemals und ihre Wirkungen auf die breite Masse des Volks zu ergründen sucht. Er sieht die Hauptleistung dieses „aufgeklärten Despoten" in der Erweckung des Selbstvertrauens, in der Befreiung der Frau und in dem Versuch, die Jugend für neue Ideale zu begeistern. In einer Schlußbetrachtung wünscht er dem türkischen Volk, daß es wie das japanische die Europäisierung seiner Eigenart anpassen und die Grenzen seiner Kraft erkennen möge.

Dem Verf. fehlt, wie er in der Einleitung zugibt, die persönliche Kenntnis des Landes; er stützt sich ausschließlich auf eine umfangreiche Literatur, die er bei jeder Gelegenheit sorgfältig zitiert. So konnte es nicht ausbleiben, daß er bei aller anerkennenswerten Zurückhaltung mit eigenen Urteilen teils irrige, teils unbewiesene Behauptungen übernimmt wie z. B. von der Abschaffung der religiösen Festtage, von Eingriffen in den mohammedanischen Ritus (S. 182) und von der jüdischen Abstammung Mustafa Kemals (S. 249). Dagegen sind ihm wichtige, in der Literatur freilich kaum erörterte Tatsachen unbekannt, wie z. B. der Drang aller gebildeten Türken nach Stambul und ihre Scheu vor dem Leben in der Provinz sowie die Hemmung des privaten Unternehmungsgeistes durch oft wechselnde, unvorhergesehene Wirtschaftsmaßnahmen der Regierung. Trotz diesen Mängeln ist die Arbeit des Verf. als eine gut durchdachte Zusammenfassung weit verstreuten Materials wertvoll.

2. Der Verf. hat im vorliegenden Buch die Eindrücke und Studien eines längeren Aufenthalts in Angora verarbeitet, ohne damit den Anspruch auf eine wissenschaftliche Leistung erheben zu wollen. Mit dieser — leider berechtigten — Einschränkung kann man das Buch als eine nützliche Einführung in die auswärtige und innere Politik, Unterrichtswesen, Presse, Volkswohlfahrt, Religionsfrage und die verschiedenen Wirtschaftsprobleme der Türkischen Republik bezeichnen.

Eigenartig ist die Begründung der milden Abrüstungsbestimmungen des Waffenstillstandes von Mudros (S. 19): England soll wegen seiner Verbündeten eine zu starke Schwächung der Türkei gefürchtet haben. — Die weit verbreitete Behauptung, der Kongreß von Erserum habe Amerika ein Mandat über Anatolien angeboten (S. 99), beruht auf einer irrigen Auslegung des Art. 7 der Kundgebung vom 7. August 1919 (vgl. MSOS, XXXVI (1933), Abt. II, S. 111). — In der Religionsfrage sieht der Verf. den schwächsten Punkt jeder diktatorischen Regierung (S. 146).

3./4. Die Orientpolitik Italiens geht, wie Capasso in seiner gut dokumentierten Schrift nachweist, bis in die ersten Jahre des geeinten Königreichs zurück, aber erst nach dem Siege des Faschismus gewann sie an Bedeutung. Behandelt dieser Verf. die verwickelten Balkanfragen (besonders Albanien!), die Mißerfolge der italienischen Kriegs- und Nachkriegskabinette und die Grundlinien der Aufbaupolitik Mussolinis im allgemeinen, so beschäftigt sich Bassi im besonderen mit der Annäherung der in gewisser Beziehung wesensverwandten Regierungen Italiens und der neuen Türkei, die in dem Besuch des Ministerpräsidenten Ismet Pascha in Rom gipfelte.

Jarring, Gunnar: **Studien zu einer osttürkischen Lautlehre.** Lund: Borelius; Leipzig: O. Harrassowitz 1933. (XV, 126+55 S., 1 Kte.) gr. 8°. RM 12—.
Bespr. von Th. Menzel, Kiel.

Die Arbeit, die als „Akademische Abhandlung" der Philosophischen Fakultät der Universität Lund vorgelegen hat, ist das Resultat eines siebenmonatigen Aufenthalts (September 1929—März 1930) des Verfassers, eines Schülers Bangs und Raquette's, in Kaschgar in Chinesisch-Turkestan. Wie eine Prüfung der früheren sprachwissenschaftlichen Arbeiten auf osttürkischem Gebiete ergibt, ist das Osttürkische bisher fast gänzlich ununtersucht geblieben. Das Buch dient deshalb einem wirklichen Bedürfnis.

Als Einleitung gibt der Verfasser einen umfangreichen Literaturnachweis, der die gesamte Bibliographie für das Osttürkische, und zwar gesondert für die Süd- und die Norddialekte enthält. Nach der Definition des Verfassers umfaßt der umstrittene Terminus „Osttürkisch" (turki im Gegensatz zu türkče) die türkischen Dialekte Ostturkestans, d. h. der chinesischen Provinz Sing-kiang, und zwar die Süddialekte (Kaschgar, Jengi Hisar, Jarkend, Chotan Karja, Tschertschen, Maral baschi und Aqsu) und die Norddialekte (die Kutscha-Turfan-Dialekte in Kutscha, Qaraschähr, Turfan und Qomul einerseits und die Tarantschi-Dialekte im Ili-Tal, in Kuldscha und Dscharkent andrerseits). Eine schematische Übersichtskarte des osttürkischen Sprachgebiets macht dies anschaulich. Das Osttürkische, das von mehr als 1 Million Menschen gesprochen wird, gehört nach der bekannten Terminologie von Samojlovič, die sich seit dem Turkologen-Kongreß in Baku durchgesetzt zu haben scheint, zu der taγlīq-Abteilung der qalγan-Gruppe der j-Abteilung der z-Sprachen.

Da die arabische Schrift die türkischen Lautwerte, besonders den Reichtum an Vokalen, nicht einwandfrei wiederzugeben vermag, benützt der Verfasser das Transkriptions-System der *Association Phonétique Internationale*. Mit Raquette nimmt er 15 Vokale an, wobei die außerdem möglichen Nuancen nicht berücksichtigt sind. Das Vokal-Schema ist durch zwei Diagramme anschaulich gemacht. Jeder Vokal wird für sich eingehend behandelt. Der Verfasser ist als Schwede für die klare Erkenntnis mancher Vokalerscheinungen besonders geeignet, die für das deutsche Ohr schwer unterscheidbar sind.

Wichtig sind die Ausführungen über die Vokalquantität, die langen, halblangen, kurzen und reduzierten Vokale, über den Vokalausfall und den Hiatus. Bei manchen allgemein-türkischen Erscheinungen wäre es zu begrüßen gewesen, wenn der Verfasser nicht nur auf das Osttürkische exemplifiziert hätte, so beim Übergang arabischer Wörter ins Türkische u. a. m.

Nach den fallenden und steigenden Diph-

thongen und den Triphthongen kommt er auf die im Osttürkischen nicht so streng wie im Osmanischen durchgeführte Vokalharmonie zu sprechen, die er in 10 Schemas auf das eingehendste behandelt. Er geht dabei auch auf die kombinierte Vokal- und Konsonantenharmonie ein, ebenso auf das Kapitel der Vokalveränderungen und des Vokalwechsels.

Ebenso eingehend werden dann die 23 Grundkonsonanten des Osttürkischen, die in der arabischen Schrift durch 31 Zeichen wiedergegeben werden, behandelt. Bemerkenswert ist, daß sich f in rein türkischen Wörtern nicht findet; ebenso kommen v, n, r, z, dz und h im Anlaut gar nicht oder so viel wie gar nicht vor, während b, d, dz und h im Auslaut fehlen. b und d erhärten zu p und t, was auch die Schriftreform des Osmanischen erkannt und streng durchgeführt hat. Interessant sind die Ausführungen über den Konsonantenschwund, die Konsonantenübergänge und den Vokaleinschub bei Doppelkonsonanz.

Als 2. Teil mit eigener Paginierung werden „Materialien", d. h. Textproben in arabischer Schrift, in peinlich genauer Transkription und in deutscher Übersetzung gegeben, und zwar 44 Verspaare aus Ghārib Sennem Schah, 24 vom Verfasser aufgezeichnete Vierzeiler, Auszüge aus den moralisierenden Anekdoten des Rāhāt ul-qulub, ferner aus Rabghuzi's Qāssās ul-enbija und einem Anweisungsbuch für einen dua-axon. Von den Übersetzungen möchte ich manches anders formulieren.

Am Ende ist eine Faksimile-Tafel mit drei Seiten des Ghārib Sennem Schah beigefügt.

Das Buch ist eine streng methodische, ergebnisreiche und höchst wertvolle Vorarbeit für eine Grammatik des Osttürkischen bzw. des Türkischen überhaupt.

---

1. **Macler,** Frédéric: **Chrestomathie de l'Arménien moderne avec vocabulaire.** Paris: Paul Geuthner 1932. (399 S.) = Bibl. de l'école nat. des langues orient. viv., tome XII. 100 Fr.
2. — **Contes légendes et épopées populaires de l'Arménie,** traduits ou adaptés de l'arménien. tome II. Légendes. Paris: Geuthner 1933. (IV, 235 S.) 8°. = Les Joyaux de l'Orient, tome XIV. 30 Fr. Bespr. von K. Mlaker, Graz.

1. Für das moderne Armenisch gab es bisher bloß wenige Hilfsmittel; als Chrestomathien kamen gar nur ein paar heute nicht mehr so leicht zugängliche Tifliser und Venediger Drucke in Betracht. All dies war veraltet, so daß das vorliegende Werk eine willkommene Ergänzung des Arbeitsmaterials, ja ein höchst notwendig gewordenes Hilfsmittel darstellt. Jedem, der sich jetzt in das Neuwest- bzw. Neuostarmenische einlesen will, kann es bestens empfohlen werden. Die Auswahl der Texte ist, nach den beiden Literatursprachen gesondert, sehr systematisch vom Leichteren zum Schwereren fortschreitend angeordnet. Sie beginnt mit 1. „Récits et anecdotes", es folgen 2. „Récits historiques", 3. „Morceaux littéraires", den Schluß machen 4. „Poésies". An Autoren finden wir jeweils die bedeutendsten Vertreter in sorgfältiger Auswahl, für das Ostarmenische (S. 13—127) z. B. A. Aharonian, Chirvanzadé, Raffi, für das Westarmenische (S. 131—207) z. B. H. und Z. Asatour, M. Ormanian, A. Tchobanian, um nur ganz wenige zu nennen. Ein paar kurze literargeschichtliche Bemerkungen wären doch wohl erwünscht gewesen, um den Benutzer rasch zu orientieren.

Sehr angenehm ist es, daß auch die moderne Orthographie des Ostarmenischen kurz, aber genau dargestellt wird (von M. S. David-Beg, S. 209 bis 224) und daß dazu auch einige Textproben geboten werden (S. 225—235).

Bei dem Wörterbuch zu den Texten (S. 239—394) erfreute sich M. ebenfalls der Hilfe David-Begs; durch die Berücksichtigung ganz moderner Fremdwörter wird diese wichtige Ergänzung der Chrestomathie erst recht brauchbar und nützlich. Wir können dem hochverdienten Armenisten auch für diese neue Gabe herzlich danken, nicht zuletzt auch dem Verlage, der das Werk in so ansprechender Ausstattung herausgebracht hat.

2. Die ersten sechs Stücke dieses Bandes (S. 3—214) sind Übersetzungen von Texten aus modern-armenischen Dialekten, die von S. Haikuni in der Sammlung von Eminian, Azgagrakan žołovaźu .... Bd. II (Moskau 1901), S. 3—104 veröffentlicht worden waren. Die Bezeichnung „légendes" im herkömmlichen Sinne paßt für sie nicht; bloß der letzte Abschnitt S. 215—233: „Paravachountch (Contes de vieille femme)", übersetzt nach dem von G. Njdéhian in der Zeitschrift Azgagrakan Handēs, Tiflis 1902, Bd. 9, 263—271 herausgegebenen Texte, eine Anzahl teratologischer Sagen, entspricht dem Titel. Die übrigen, wenn auch voll von märchen- und sagenhaften sowie legendarischen Motiven, gehören zu dem Kreise armenischer Volksepik, von der bisher in Europa nur wenige Proben bekannt sind.

Sie werden offenbar, da sich eine Grenze zwischen ihnen und anderen Sagen nicht leicht ziehen läßt, auch noch im dritten Teile von Maclers Werk (Epopées) einen breiten Raum einnehmen. Dann werden wir die Bedeutung dieser heldischen Sagen für die armenische und vergleichende Volkskunde erst vollkommener beurteilen können.

Orbeliani, Sulchan-Saba: **Die Weisheit der Lüge.** Übersetzt aus dem Georgischen von Prof. Dr. M. von Tseretheli. Einleitung von Dr. Surab Awalischwili. Berlin-Wilmersdorf: Artschil Metreweli [1933]. (XV, 269 S., 1 Porträt) 8° = Georgische Bibliothek, hrsg. von A. Metreweli Nr. 1. Lw. RM 6 —. Bespr. von G. Deeters, Leipzig.

Mit die geistig bedeutendste Persönlichkeit aus der Periode der kulturellen Wiedergeburt Georgiens im 17. und 18. Jahrhundert ist der Staatsmann, Gelehrte und Dichter Sulchan Orbeliani (1658—1726). Einem der vornehmsten Geschlechter des Landes entstammend, bekleidete er ein hohes Amt am Hofe des Königs Giorgi IX. von Kharthli. Mit 40 Jahren wurde er Mönch unter dem Namen Saba und verbrachte einige Jahre in einem Kloster. Später wurde er der vertraute Berater Wachtangs VI. bei seiner kulturellen Aufbauarbeit; seine diplomatische Tätigkeit gipfelte in einer 1713 bis 1716 unternommenen Reise nach West-

europa mit dem Zwecke, den Papst und den König von Frankreich zur Unterstützung Georgiens gegen den übermächtigen Einfluß Persiens und der Türkei zu gewinnen. Zu dieser Mission, der allerdings kein Erfolg beschieden war, war Orbeliani besonders geeignet, da er durch die italienischen katholischen Missionare, die zu jener Zeit in Georgien eine rege Tätigkeit entfalteten, für die katholische Kirche gewonnen worden war. Als Wachtang seinen Thron verlor, begleitete ihn Orbeliani in die Verbannung; zwei Jahre darauf ist er in Moskau gestorben. Unter seinen Werken nimmt das Georgische Lexikon (kritische Ausgabe von I. Qipšidze und A. Šanidze, Tiflis 1928) die erste Stelle ein; es ist eine Meisterleistung, von der die georgische Lexikographie noch jetzt zehrt. Unter anderen theologischen Arbeiten stammt von ihm eine Bibelkonkordanz. Maßgebend beteiligt war er an der Redigierung von „Khilila da Damana", der von König Wachtang angefertigten Übersetzung der neupersischen „Anwār-i-Suhailī". Ihm allein gehört das hier in Übersetzung vorliegende Buch „Sibrʒne sicruisa" an. Es ist eine Sammlung von 152 Fabeln, Märchen, Schwänken und Anekdoten, die von einer Rahmenerzählung zusammengehalten werden. Diese besteht im wesentlichen aus einer Unterhaltung zwischen dem König Pʿinez, seinem Wesier Sedrakʿ, seinem Sohn Džumber, dessen Erzieher Leon und dem Eunuchen Rukʿa, namentlich aus Streitreden zwischen den beiden letzteren, die ihre gegensätzlichen Ansichten über Weltlauf und Menschenbehandlung durch beispielhafte Geschichten zu bekräftigen suchen; bisweilen ist die Anknüpfung ganz äußerlich und willkürlich. Verrät sich schon in dieser Einkleidung der Einfluß jener im Orient wie im mittelalterlichen Europa so beliebten Fabelsammlungen, die letztlich alle auf das Pañcatantra zurückgehen, so findet sich auch kaum eine Erzählung, die nicht in gleicher oder verwandter Gestalt in den Äsopschen Fabeln, in 1001 Nacht, den Sieben weisen Meistern, dem Papageienbuch, den Schwänken vom Hoǧa Naṣreddīn usw. wiederkehren. Direkte literarische Abhängigkeit von einer bestimmten Quelle läßt sich jedoch nicht nachweisen. Ein Teil der Geschichten sind altverbreitete Märchen, die in der gleichen Fassung noch im georgischen Volksmund lebendig sind; ein anderer Teil trägt deutlich persisches oder türkisches Gepräge; gewisse Erzählungen, deren Schauplatz ins Abendland verlegt ist, mag Orbeliani von seinen geistlichen italienischen Freunden gehört haben. Auf mancherlei Zusammenhänge weist S. Awalischwili in seiner S. 11—53 umfassenden, von reicher Belesenheit zeugenden Einleitung hin, ohne die Herkunftsfragen erschöpfend lösen zu wollen. Geschichten mit verwandtem Motiv werden zusammengestellt, so folgt z. B. auf die bekannte Aufgabe, einen Wolf, eine Ziege und einen Kohlkopf heil über einen Fluß zu bringen, dieselbe inbezug auf drei Männer[1] mit ihren Frauen, wobei kein Mann mit einer fremden Frau allein bleiben darf; weitere Gruppen bilden die Erzählungen von unglücklichen Ehemännern, weisen Ärzten, geschickten Malern. Nicht weniger als neun Erzählungen dienen der Frage, ob Wohltaten mit Undank oder mit Dank gelohnt zu werden pflegen, wobei der verbitterte Eunuch Rukʿa mit fünf Geschichten für die erstere Meinung eintritt, während Leon vier zugunsten der dankbaren Gesinnung anführt.

„Sibrʒne sicruisa" ist schon zweimal übersetzt worden: ins Russische von Alexander Cagareli („Kniga mudrosti i lži", Petersburg 1878) und ins Englische von Oliver Wardrop („The Book of Wisdom and Lies", London, Hammersmith, Kelmscott Press 1894); die letztere war mir nicht erreichbar. Der gelehrten Forschung ist das Buch also schon seit längerer Zeit zugänglich; die vorliegende deutsche Übersetzung ist namentlich für den nicht rein fachlich interessierten Leser bestimmt, wie es überhaupt der Zweck der mit diesem Bande begonnenen, auch äußerlich ansprechend ausgestatteten Reihe ist, für deren gedeihlichen Fortgang man dem Herausgeber nur alles Gute wünschen kann, das deutsche Publikum mit den Schätzen der georgischen Literatur bekannt zu machen. Es war keine leichte Aufgabe für den Übersetzer, den außerordentlich knappen, sachlich-schlichten und dabei doch kunstvollen Stil Orbelianis treu nachzubilden, ohne doch der deutschen Sprache Gewalt anzutun. Man muß sagen, daß dies Tseretheli gelungen ist, soweit es für jemand möglich ist, der Deutsch nicht als Muttersprache spricht; den vollen Eindruck des Originals kann nur die Nachschöpfung durch einen ebenbürtigen Sprachmeister vermitteln.

Alle bisherigen Herausgeber und Übersetzer haben den Titel abweichend von Tseretheli als „(Das Buch von) der Weisheit und der Lüge" verstanden. Grammatisch läßt sich die Frage nicht entscheiden, denn nur in altgeorgischer Schreibung würde ein Unterschied gemacht werden zwischen *sibrʒnē sicruisaj* und *sibrʒne-sicruisaj*, in welch letzterem das erste Glied des Dvandvakompositums in der Stammform, nicht im Nominativ erscheinen würde. Vielleicht hat Orbeliani in der Tat der *Sibrʒne Balahvarisaj*, wie der Titel der altgeorgischen Fassung der Barlaam-Legende lautet, seine *Sibrʒne sicruisa* gegenüber-

1) Sie heißen hier Melas, Metur und Marasan; diese ungeorgischen Namen dürften dazu beitragen, die nächste Quelle dieser Geschichte aufzuspüren.

stellen wollen. — Folgende Stellen sind mir gelegentlich aufgestoßen, wo es m. E. möglich ist, richtiger zu übersetzen oder größere Treue dem Original gegenüber mit treffenderem deutschen Ausdruck zu verbinden. S. 101 Z. 7: „Ihr Haar glich einem Lasso" — ein für uns nicht recht durchsichtiger Vergleich, aber *sagdebeli* bedeutet nach Orbeliani selbst bloß „Lasso". — S. 109 Z. 5 v. u.: *bze* ist „Stroh" und nicht „Spreu", ebenso S. 241 Z. 4 v. u. — S. 113: „Ausrufer" ist besonders im vorliegenden Zusammenhang keine gute Übersetzung von *gziri*, es muß „Dorfschulze" oder „Fronvogt" heißen. — S. 197 Z. 8 ist zu übersetzen: „Er hatte (*šemoet'xara* ist Plusquamperfekt) nämlich (*t'ure*) das Verließ (*cixe*) aufgegraben (durch Graben erreicht) und in der Erde einen Gang („Höhle" ist mißverständlich, gemeint ist ein unterirdischer Gang, der ins Freie führt) ausgehöhlt (*šemoexvrita*, wieder Plusquamperfekt)". — S. 240 Z. 9 muß es ganz in Übereinstimmung mit dem georgischen Text heißen: „Die Frau war auch schwanger. Sie bestieg die Stute, setzte noch ein Kind hinter sich . . .". Man braucht dem Mann nicht die Tierquälerei zuzumuten, daß er sich mit Frau und Kind auf die trächtige Stute setzt, denn diese sagt ja gleich darauf: „Ich habe eins in meinem Leibe und drei mit ihrem Mundvorrat auf meinem Rücken": diese drei sind die Frau, das hinter ihr sitzende Kind und das, mit dem sie schwanger ist. — S. 242 Z. 6 wörtlich: „daß es der Ziege vor Furcht dunkel vor den Augen wurde". — Ebd. Z. 10: es erscheint mir kaum möglich, daß man von *suli* „Seele" *isule* im Sinne von „verbinde dich seelisch mit ihnen" bilden kann, wenn es auch schön in den Zusammenhang paßt. — Zum Schluß sei bemerkt, daß die Wiedergabe der georgischen vorderveolaren Aspirata durch *q*, offenbar nach dem Muster von Marrs japhetitischer Transkription, ganz irreführend ist; warum nicht *kh*, *k'* oder einfach *k*?

Wesendonk, O. G. von †: **Das Weltbild der Iranier.** Mit einer Kartenskizze des iranischen Kulturgebietes. München: Ernst Reinhardt 1933. (354 S.) 8°. = Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen. Abt. I: Das Weltbild der Primitiven und die Philosophie des Morgenlandes, Bd. 1a. RM 6.50; geb. 8.50. Bespr. von G. von Selle, Göttingen.

Der leider verstorbene Verfasser legt mit diesem Buch eine Summa der Irankunde vor, soweit das philosophisch-religiöse Problem zur Rede steht. Mit erstaunlicher Vollständigkeit wird das Material in klarer Darstellung ausgebreitet.

Eine Philosophie hat Iran nicht hervorgebracht; wohl aber haben hier religiöse Prägungen ihren Ursprung, die Allgemeingut der Menschheit geworden sind, in stärkerem Maße, als dies etwa bei den Indern der Fall ist. Verf. spricht von einem spezifisch iranischen Typ geistiger Haltung, der sich immer wieder auf sich selbst besonnen habe. Dies ist vielleicht nicht ohne weiteres klar zu beweisen, zumal die Vorarbeiten durchaus unabgeschlossen sind. Aber das ist jedenfalls richtig, daß die iranische Welt einen einheitlichen Beziehungspunkt besitzt, der am klarsten in der Religion zutagetritt; von hier aus bestimmen sich Staat, Recht, soziale Gliederung und Kunst.

W. hat sein Buch historisch aufgebaut, beginnend mit der Zeit Zarathustras, ausklingend in der Zeit der Sassaniden. Er ist sich klar darüber, daß jede Übersicht über die iranische Kultur notwendig in zahlreichen Punkten Willkürlichkeiten aufweisen und vom grundsätzlichen Standpunkt des Verf. stark beeinflußt werden muß. Diese in der Beschaffenheit der Quellen liegende Eigentümlichkeit sucht Verf. etwas dadurch auszugleichen, daß er überall, wo es ihm nötig scheint, andere Meinungen in dem großen Anmerkungsapparat zu Worte kommen läßt. Der eigene Standpunkt des Verf. ist durchweg maßvoll, überall kommt ein gesundes und lebendiges Gefühl den Erscheinungen gegenüber zum Ausdruck. So äußert er sich z. B. sehr zurückhaltend zu der einst sehr lebendigen Diskussion des Zusammenhangs zwischen dem Damdât Nask und der Ärzteschule von Knidos, oder über die Beziehungen Platons zu Zarathustra. Die Frage, ob beide Denker nicht eigentliche Gegensätze sind, erörtert er freilich nicht, man kann Zarathustra doch kaum als Idealisten ansprechen. Etwas bedenklich muß vielleicht die Behauptung stimmen, daß Zarathustra eine ganz bestimmte, im indogermanischen Wesen begründete Seite arischer Überlieferung betone, nämlich die aufs Abstrakte und Geistige gerichtete Strömung. Gewiß hat er die überkommene Religion von Mythologismen zu reinigen gesucht, und er stellte die Wahrheit in den Mittelpunkt seines Denkens, ohne dabei Gnostiker oder Rationalist zu sein, doch kann man dies schwerlich im genannten Sinne verallgemeinern. Merkwürdigerweise vertritt W. bei den Ameša spentas die Meinung, daß sie nicht im zarathustrischen Abstrahierungsprozeß stehen, sie sind nach ihm anfänglich abstrakt, ihre Übertragung auf die Natur ist jüngeren Ursprungs. Wie so manches, wird auch diese Ansicht zweimal in dem Buche vorgetragen (S. 111 und S. 219), der sonst so straffe Aufbau des Ganzen hätte diese Wiederholungen wohl doch vermeiden lassen. Sie kommen z. T. vielleicht daher, weil der Verf. dem Jungavesta ein eigenes Kapitel gewidmet hat, dessen Inhalt dann auf das vorhergehende und nachfolgende Kapitel hätte verteilt werden können. Der Grund, daß dies nicht geschah, liegt wohl darin, daß Verf. im Jungavesta eine eigene historische Erscheinung sieht, in der der Versuch unternommen ist, Zarathustras Glauben mit der Volksreligion in Einklang zu bringen, zudem daß das Jungavesta für Verf. ein Erzeugnis der Beziehungen Irans zur vorderasiatischen Welt darstellt. An beiden Behauptungen ist sicher etwas Richtiges, aber der doch stark fragmentarische Charakter der Überlieferung läßt eine solche Ausschließlichkeit der Feststellung kaum zu, man kann nur gelten lassen, was Verf. einmal in speziellem Zusammenhang sagt, daß im Jungavesta verschiedene Schichten übereinandergelagert sind.

Von philologischem Beiwerk hält sich das Buch fern, die Grundlage ist dem Verf. die Arbeit von Andreas und Wackernagel, von denen er erfreulicherweise offen sagt, daß sie den Ausgangspunkt der modernen Avestaphilologie geschaffen haben. Gelegentliche Bemerkungen auf diesem Gebiet zeigen des Verf. klaren Blick für diese Dinge, wenn er z. B. einmal mahnt, daß man bei einer sprachlichen Erschließung aus modernen Dialekten sehr mit Vorsicht vorzugehen habe. Überhaupt ist ein oft zu bemerkender Zug des Buches, daß dem Verf. seine lebendige Kenntnis des Orients zustatten gekommen ist und daß er sie auch bei Beurteilung antiker Verhältnisse zu gebrauchen weiß. Darüber hinaus darf man sagen, daß diesem letzten und wohl umfassendsten Werk des Verf. eine leise Gegenwartsbeziehung anhaftet, die freilich im ersten Teil spürbarer ist als im zweiten, ohne daß damit irgend ein Vorwurf positivistischer Natur erhoben sein soll.

Südasien.

Bloomfield, Maurice, u. Franklin **Edgerton: Vedic Variants.** A Study of the Variant Readings in the Repeated Mantras of the Veda. **Vol. II: Phonetics.** Philadelphia: Linguistic Society of America 1932. (570 S.) gr. 8°. = Special Publications of the Linguistic Society of America. Bespr. von P. Thieme, Allahabad/Ind.

Beim Erscheinen des 2. Bandes der Vedic Variants[1] mag mancher über seinen Umfang (465 Seiten Text, 100 Seiten Indices) erstaunt gewesen sein. Der Text würde in der Tat nur einen kleinen Teil seines Raumes in Anspruch nehmen, wenn es sich wirklich nur um Phonetics im striktesten Sinne handelte, wie der Titel vermuten läßt. Edgerton, dem das Hauptverdienst an der Vorbereitung und Fertigstellung zuzuschreiben ist, hat jedoch nicht nur 'graphische' Varianten, falsche Abtrennung von Worten und Reimworte eingeschlossen, sondern unter den 'phonetischen' Varianten ist eben schlechthin jede Variante aufgeführt, die sich als phonetisch auffassen läßt oder in irgendwelcher Weise mit phonetischen Prinzipien in Verbindung gebracht werden kann. Sein Prinzip war, 'alle Lautwechsel, die möglicherweise phonetisches Interesse haben könnten, auszuwählen, und dann alle Varianten, die diesen Wechsel zeigen, zu sammeln, ohne Rücksicht auf den beitragenden Einfluß lexikalischer oder anderer Momente' (§ 5). Das Resultat ist, daß man sich fast auf jeder Seite über ein Zuviel, niemals aber über ein Zuwenig[2] beklagen kann. Wie die Sammlung angelegt ist, vermag man zur Stunde nichts hinzuzufügen oder zu ändern; vielleicht wird das später einmal möglich sein, falls wir nämlich jemals ebenso zuverlässige Ausgaben von allen jüngeren vedischen Texten besitzen sollten, wie wir sie von den älteren in Händen haben. Denn es muß im voraus bemerkt werden, daß heutige Lesungen von Mantras z. B. in den Ups., dem TB, TA oder den ŚS.s, sofern sie nicht durch andere Texte gestützt werden, nicht immer verdienen, als Zeugnisse altvedischer Textgeschichte behandelt zu werden.

Strikt phonetische Varianten beruhen auf falschem Hören oder Sprechen. Sie werden sich verhältnismäßig leicht einstellen in Versen, deren Tradition wesentlich, oder in älterer Zeit gänzlich, mündlich war, ein Punkt, auf den ich zurückkommen werde. Wir erwarten sie vornehmlich in dunkeln Verszeilen oder in Worten, die selten vorkommen oder später verschwunden sind. Ich gebe Beispiele aus dem ersten Kapitel (Wechsel von *k* und *g*), indem ich mich auf Varianten in Saṃhitās beschränke: *invakā* KS.: *invagā* MS (§ 48); *pikaḥ* TS: *pigaḥ* KSA (§ 48); *sṛkāvantaḥ* TS KS: *sṛgavantaḥ* MS (§ 48); *sṛkāyibhyaḥ* VS TS: *sṛgāyibhyaḥ* MS (§ 48); *puñjikasthalā* VS TS MS: *puñjigasthalā* KS (§ 48).

Jedermann wird hier dem Verfasser zustimmen, wenn er volkssprachlichen Einfluß annimmt und solche Varianten als rein phonetisch ansieht. Gänzlich verschieden lagern andere Fälle. Edgerton selbst ist sich dieser Verschiedenheit wohl bewußt; ich unterscheide mich von ihm nur durch den Grad der Bedeutung, den ich der 'phonetischen' Seite des einzelnen Phänomens beimesse: Ich spreche von den Fällen lexikalischen Wechsels. Z. B.:

cikitnū TS: *jigatnū* KS (§ 45); *akran* AV: *agman* RV KS (§ 46); *kṛṇvānāḥ* RV: *gṛhṇānāḥ* AV (§ 46).

Es scheint mir, daß hier die phonetische Ähnlichkeit von *k* und *g* (mittelindischer Sprachgebrauch kommt ja hier überhaupt nicht in Frage) nichts mit dem Wechsel zu tun hat. Es ist vielmehr der allgemeine oberflächliche Anklang der Worte, der Anlaß zur Auswechselung gegeben hat. Es scheint das Natürlichste, schlechtes Gedächtnis oder Liederlichkeit der Kompilatoren für die Erklärung in Anspruch zu nehmen. Selbstverständlich gibt es auch andere Gründe, z. B. bewußte und gewollte Änderung, vielleicht *cikitnū* TS für *jigatnū* KS (selten), sintemalen MS *cikittaṃ* versucht. Eines der Hauptmotive für bewußte Änderung dürfte volksetymologische Anlehnung sein. Z. B.:

kuhābhyām TS: *guhābhyām* KSA (§ 49); *kirikebhyaḥ* VS TS KS: *girikebhyaḥ* MS (§ 49); *krayī* TS: *krivi* VS KS: *kravi* VSK: *giri* MS MS (§ 47).

Edgerton meint ausdrücklich zu *kirikebhyaḥ*: *girikebhyaḥ*, daß zwar die Möglichkeit verschiedener lexikalischer Auffassung zugegeben werden könnte, aber die Variation wahrscheinlich rein phonetisch sei. Anlautendes *k* und *g* wechseln jedoch selbst nicht in Dialekten. So kann ich mir nicht vorstellen, daß *kirika-* in einer Weise gesprochen wurde, die *girika-* verstehen ließ, so bereitwillig ich eine ähnliche Möglichkeit für *sṛkā* (: *sṛgā*) zugebe.

Soviel mag als Wort der Warnung für Benutzer gesagt sein, wo vielleicht auch schon Edgertons vorsichtige Ausdrucksweise selbst zu kritischer Betrachtung genügen dürfte. Die mechanische Anordnung des Stoffes, gemildert durch wertvolle erläuternde Bemerkungen des Verfassers, sollte niemanden dazu verführen, praktische Rücksichten und wissenschaftliche Resultate zu verwechseln. Der verschiedene phonetische Wert, der z. B. einem *k* zukommt, je nachdem es im Anlaut, zwischen Vokalen oder in einer Konsonantengruppe erscheint, ist ja deutlich genug, ob wir uns nun in den mittelindischen Dialekten oder den Prātiśākhyas umsehen.

Ich kann es für nicht sehr wahrscheinlich halten, daß prakritische Korruptionen in einen einmal etablierten Text eindringen. Soweit es sich wirklich um Textvarianten handelt — Manuskriptvarianten gehören nicht hierher — muß man sie sicherlich auf Kosten des Redaktors setzen. Um so vorsichtiger heißt es zu sein mit volkssprachlichem Einfluß: Nur solcher kann als wahrscheinlich angesehen werden, der mit alten volkssprachlichen Erscheinungen begründet werden kann.

1) Zu Bd. 1 vgl. OLZ 1934 Sp. 383ff.

2) Wenn man von Akzentvarianten absieht, die entsprechend dem Verfahren der Concordance gänzlich unberücksichtigt bleiben.

Varianten müssen nicht immer auf verschiedener Aussprache eines einzelnen Lautes, noch auf der Ersetzung eines bestimmten Wortes durch ein anderes beruhen. Oft verdanken sie ihr Dasein lediglich der verschiedenen Weise, in der ein und derselbe Laut in der Schrift ausgedrückt wurde. Unter diese 'orthographischen' Varianten möchte ich gewisse Fälle rechnen, in denen *ḷ* mit *l* wechselt, was öfters lediglich auf den Umstand zurückgeführt werden muß, daß in dem entsprechenden Alphabet das *ḷ*-Zeichen fehlte, oder daß es verloren ging. Gelegentlich entspringt eine orthographische Variante verkehrter grammatischer Analyse eines doppeldeutigen Lautkomplexes: *ānirhatebhyaḥ* VS TS KS: *ānṛhatebhyaḥ* MS, *nakir nu* RV VS KS: *na kṛṇu* MS (§ 654).

Zuweilen haben wir es mit rein grammatischen Tatsachen zu tun: *agrabhīt*: *agṛbhīt*; *ajīgrabham*: *ajīgṛbham*; *agrabhīṣata* : *agṛbhīṣata* (§ 657): Unsicherheit in der Ablautstufe in unkorrekt aufgefaßter Formation (vgl. Edg. VV. I § 281 mit abweichender Beurteilung!); *bhavat*, *bhuvat*; *bravat*: *bruvat* (§ 602ff.): Wechsel von Konjunktiv- und Injunktivformen, die letzteren thematisch erweitert, entsprechend einer allgemein feststellbaren Tendenz (vgl. Edg. VV. I § 23); *vibhve* MS: *vibhuve* VS (orthographische Var.): *vibhave* KS: Überführung eines wurzelhaften *ū*-Stammes in die später allgemein übliche *u*-Deklination.

So wird der vorliegende Band der VV. nicht nur dem Phonetiker oder dem an der Lautgeschichte Interessierten, sondern in vielleicht noch höherem Grade dem Lexikographen, der das Schicksal des vedischen Wortschatzes, und dem Grammatiker, der das des Formensystems auf dem Wege zum klassischen Sanskrit verfolgt, Interessantes in reicher Fülle bieten, im einzelnen wie im allgemeinen. Wenn ich mich nicht täusche, wird es allerdings nur eine Hilfe sein, eine sekundäre Bestätigung und Illustration von Ergebnissen, die am Vergleich der Hymnen- und der Brāhmaṇasprache schon vorher gewonnen wurden, welche er erwarten darf.

Von besonderem Interesse für die Geschichte vedischer Tradition ist das Kapitel über die 'Reimworte'. Wir sehen hier, wie frei man von Text zu Text austauschte: *pinvati*, *jinvati*; *patati*, *pavate*; *dhamati*, *bharati*, *namati*; *asadan*, *asanan*; *ajanan*, *ajayan*; *dhāma*, *nāma*; *manma*, *janma* usw. usw. (§ 852ff.). Es scheint mir gar keinem Zweifel zu unterliegen, daß eine große Zahl der Auswechselungen, die in den vorausgehenden Kapiteln als 'phonetisch' erscheinen, in Wirklichkeit hierher gehören. Z. B. *vācam*, *vājam* (§ 52); *dā*, *dhā* (§ 103—106): Der Unterschied zu *dhāma*, *nāma* besteht in der äußerlichen Tatsache, daß die erstgenannten Varianten phonetisch erklärt werden könnten, aber eben nur könnten. Die Tatsache der 'Reimworte' kann uns nur nachdrücklich warnen, es wirklich zu tun. Edgertons Prinzip, den gewaltigen Stoff nach phonetischen Gesichtspunkten anzuordnen, ist sicher als ein nicht unglücklicher Ausweg aus einer recht schwierigen Situation durchaus zu rechtfertigen, nur muß sich der Benutzer des Werks die Natur dieses Auswegs stets gegenwärtig halten. Die Vertauschung ähnlicher Wortformen in den verschiedenen Redaktionen soll uns nicht glauben machen, daß verschiedene phonetische Werte, wie etwa d, dh, nicht als solche in alter wie neuer Zeit gefühlt wurden, was ich besonders betonen möchte in Rücksicht auf neuerliche Versuche, z. B. die Formen der Wurzeln dī 'leuchten' und dhī 'denken' kurzerhand zu identifizieren, sie zu bloßen Dialektformen desselben Stammes zu machen: Sie sind das so wenig wie *cikitsati* : *jugupsate*, *jinvati* : *pinvati* zum Beispiel, die in derselben Weise gelegentlich den Platz wechseln.

Daß Edgertons Verfahren, alle äußerlich ähnlichen Fälle unter einem Gesichtspunkt zu sammeln und somit die Möglichkeit einer gleichen Beurteilung zu suggerieren, in gewissen Fällen ein schiefes Bild ergeben kann, zeigt sich am drastischsten in dem Kapitel 'Graphische Varianten'.

In dem Mantra: *indhāna enaṃ jarate* RV TS VS usw., liest MS und KS *janate*, aber MS pp. hat *jarate* und KS v. l. *jarite* (§ 861). Die Möglichkeit, daß die Unsicherheit in MS und KS graphische Gründe hat, muß unbedingt zugegeben werden. Aber ist es deshalb erlaubt, alle Fälle, in denen innervokalisches *n* und *r* wechseln, als 'graphisch' zu klassifizieren? Sicherlich nicht! *gahaneṣṭhā* MS: *gahvareṣṭhām* SV (§ 861); *nisvaraḥ* AV: *nisvanaḥ* MS TA (§ 861); *dhārakā* VS: *dhānikā* TS KSA (§ 861) sind doch klärlich nichts als Reimwortvarianten! Ist es fernerhin erlaubt, *n* und *r* vor Konsonant unter dieselbe Rubrik zu bringen? Im RV heißt es: *viśvāny anyo bhuvanā jajāna* und ein andres Mal in verschiedenem Zusammenhang: *v. aryo bh. j.* Hier ist die Möglichkeit graphischer Korruption nach allem, was die Tatsachen uns sonst lehren, m. E. völlig ausgeschlossen. Anklänge in verschiedenen Pādas sind ja doch Legion, und wir haben allen Grund anzunehmen, daß sie gewollte Änderungen enthalten, eingeführt vom 'Dichter' und nicht von lesenden Buchgelehrten. Es würde sogar heutzutage ausgeschlossen sein, einen Ṛgvedin in seiner unbedingt sichern Beherrschung des gesprochenen heiligen Wortes durch irgendwelche Manuskripte irre zu machen.

Graphische Varianten mögen einige Manuskripte z. B. der MS, der KS, des AV enthalten, oder jüngere vedische Texte, die faktisch außer Praxis sind — nicht aber Schultexte, die heute noch im Munde der Rezitatoren lebendig sind.

Ich bin überzeugt, daß wir z. B. den Text der MS mit Hilfe einer orthodoxen Familie von Maitrāyaṇī-Brahmanen mit absoluter Sicherheit und ohne Varianten feststellen könnten, wenn sie nur willig wäre, uns diese Hilfe zu gewähren, wofür leider nicht die geringste Aussicht besteht.

Ich kann aus diesen Erwägungen nur die Fälle klarer Korruption als 'graphisch' ansehen, die § 865 aufgeführt sind: *upajighnamānah* TB TA: *avajighram āpaḥ* MS; *śruṣṭiḥ* RV AV VS TS MS KS: *śnuṣṭiḥ* AV (einige Mss.); *śrayadhvam* TS MS KS ŚB: *śnayadhvam* VS (Druckfehler?).

Die Wechsel: *agre, agne* (§ 864); *vivṛttāḥ, vicṛttāḥ* (§ 866); *magham, madyam* (§ 868), *āvo yudhyantam, prāvo yudhyantam* (§ 873) sind Reimwortwechsel, teilweise in ihrer Absicht oder Willkürlichkeit offenbar genug.

Wie ich schon oben sagte, wir können von den Varianten nicht mehr erwarten als eine sekundäre Bestätigung und Illustration schon gewonnener Ergebnisse. Daß graphische Korruption in vedischen Texten auf ein hohes Alter zurückgeht (§ 18), d. h. in die Zeit vor der Redaktion der einzelnen Sammlung oder die ihrer Fixierung, ist bisher durch nichts bewiesen. Ich muß gestehen, daß ich in der graphischen Rubrik auch nicht eine Variante gefunden habe, die mich zu der Überzeugung bringen könnte, daß Vertauschungen ähnlicher Worte oder Laute in verschiedenen Redaktionen — von Mss. ist nicht die Rede! — auf graphischem Irrtum oder auf Verwechselung des Schriftbildes beruhen.

Damit möchte ich nun keineswegs gesagt haben, daß Orthographisches in der Geschichte unserer Vedatexte gar keine Rolle gespielt habe, es ist nur notwendig, diese Rolle zu definieren. Die Frage scheint gewichtig genug, ihr eine kurze Erörterung zu widmen.

Es scheint mir das Wahrscheinlichste, anzunehmen, daß die verschiedenen 'Redaktoren' die Männer waren, die zum erstenmal je einen Teil der mündlichen Überlieferung, die auf verschiedene Familien verteilt war, gesammelt und schriftlich fixiert haben. Sie fixierten ihn, wie sie ihn hörten und sprachen, nicht wie sie ihn geschrieben vorfanden. Ein oft zitierter, halb phantastischer Passus des Nirukta zeigt deutlich, daß zu Yāskas Zeit ein geschriebener Veda und Vedāṅga vorhanden war, der als autoritative Zusammenfassung der mannigfachen Mantras betrachtet wurde. Nir. 1, 20: *sākṣāt kṛtadharmāṇa ṛṣayo bahhūvus te 'varebhyo 'sākṣātkṛtadharmabhya upadeśena mantrān samprādur upadeśāya glāyanto 'vare bilmagrahaṇāyemaṃ granthaṃ samāmnāsiṣur vedaṃ ca vedāṅgāni ca.*

Die Form dieses schriftlich fixierten Textes ist der Standard für alle spätere Zeit geblieben, bis auf den heutigen Tag. Ich glaube, wir müssen annehmen, daß die Redaktoren die von ihnen festgestellte Gestalt der Verse mündlich lehrten; erst dadurch bekamen sie die Väter der Vedaschulen der folgenden Jahrtausende. Die vorangegangene schriftliche Fixierung war zunächst nur insofern von Bedeutung, als sie ihrem Text Geschlossenheit und Begrenztheit gab. Durch diese Überlegenheit waren sie in der Lage, alle andern 'Schulen' aus dem Felde zu schlagen und ihrer jeweils leicht dialektisch gefärbten und in die Orthographie einer bestimmten Zeit gegossenen Form die Autorität zu verschaffen.

In der Frage der Orthographie konnten die Redaktoren um so laxer sein, als das gesprochene Wort lebendig und sicher in ihrem Gedächtnis war. So konnten sie darauf verzichten, z. B. iy und uv hinter Konsonanten anders als durch y, v zu bezeichnen, und das Schriftbild der klassischen Sprache angleichen, oder grammatischen Erwägungen Raum geben. (Für einzelne Fälle vgl. Wackernagel I S. XIf.) Das Schriftbild hat jedoch offenbar stärker gewirkt, als die Redaktoren beabsichtigten — es läßt sich nicht bestreiten, daß orthographische Eigentümlichkeiten auf das gesprochene Wort von Einfluß gewesen sind. Ein Fall, in dem das in eklatanter Weise deutlich wird, ist ihre Regelung des Sandhi, die schon zur Zeit Pāṇinis und der Prātiśākhyas für gewisse Sammlungen als unbedingt kanonisch galt — ohne Rücksicht auf ihre ursprünglich offenbar orthographische Bedingtheit. Es mag das am Abhinihita-Sandhi (auslautendes e, o vor a) illustriert werden, dem vom Aspekt der Varianten ein interessantes Kapitel in Edgertons Werk gewidmet ist.

Der Abhinihita Sandhi (*e-', o-'*) des klassischen Sanskrit ist eine junge Erscheinung. Er ist eingetreten, wo man in ältester Zeit etwa a(y)—a, a(v)-a sprach: Diese Form hat sich nur durch Zufall an einer Stelle erhalten, RV. 8. 72. 5 *stotava ambyam* (Wackernagel I § 272bα). Überall sonst ist sie nicht phonetisch, sondern orthographisch ausgedrückt worden.

Entweder, indem man das klassische Schriftbild einsetzte. Das hat man in der Regel[1] getan, wenn das dem *e, o* folgende *a* im Anlaut eines Pāda in der Mitte einer Verszeile stand, und — nicht ganz so konsequent — wenn es vor *y* oder *v* zu stehen kam. Der Grund muß gewesen sein, daß hier ein Irrtum nicht entstehen konnte: Im ersten Fall, weil die Pādas beim Studium getrennt gelernt und auch öfters getrennt zitiert wurden; im zweiten Fall, weil man vielleicht *v* und *y* im Anlaut stärker sprach,

1) Ich nehme den RV als Typ, nicht den AV, der zweifellos liederlicher redigiert ist, und auf den man denn auch späterhin nicht einen kleinen Teil der Sorgfalt verwendet hat, wie auf die Saṃhitā nicht nur des RV, sondern auch des YV.

als in der Mitte eines Wortes, so daß z. B. *'va* für *ava* nicht = *va* gesprochen wurde. Jedenfalls für *v* ist diese Besonderheit der Aussprache ausdrücklich bezeugt (Wackernagel I § 196 Anm.).

Oder aber die vedische Form ist ausgedrückt durch eine Art 'historischer' Schreibung, indem man ihren grammatischen Wert einsetzte: *e—a*; *o—a*, was zwar der Aussprache auch nicht gerecht wurde, aber doch deutlich genug war, Mißverständnisse zu verhüten, wo sie vorkommen konnten.

Später ist man dazu übergegangen, die gesprochene Sandhiform (a)—a) durch die geschriebene zu ersetzen (*e-'*, *o-'*, oder *e-a*, *o-a*), was man zur Zeit des Redaktors noch nicht tat, wie RV. 8. 72. 5 zeigt. Ich glaube, man traut dem Redaktor zu wenig zu, wenn man sagt, daß das Metrum ihm zeigte, daß das anlautende *a* häufig zu sprechen war (§ 896). Ich glaube vielmehr, daß ihm die alte Aussprache völlig geläufig war, daß er es jedoch vermied — wie in andern Fällen — eine phonetische Schreibung einzuführen, die keine Parallele im kl. Sanskrit hatte.

Edgertons Variantensammlungen (§ 906ff.) zeigen im allgemeinen, daß in jüngeren vedischen Texten die 'orthographische' Schreibung der 'grammatischen' Raum abgewinnt.

Für die prosaischen Mantras ist die Frage, ob in der klassischen Weise gesprochen wurde oder nicht, sehr schwierig zu entscheiden. Jedenfalls scheint die 'orthographische' Schreibung sich auszubreiten, mit Ausnahme der Fälle, in denen man versuchte, Prosa in Vers zu verwandeln, und zugleich die mehr altertümliche Schreibung einführte. Die Ausbreitung der 'orthographischen' Schreibung steht natürlich im Zusammenhang mit der Tendenz der gesprochenen Sprache, die sich durch das Metrum schon im AV und im YV verrät.

Ich möchte meine Bemerkungen nicht schließen, ohne die Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, die jeder am Veda Interessierte dem Verfasser zollen wird, sobald er den Band zu benutzen begonnen hat. Die so sorgfältige Sammlung eines hochinteressanten Materials muß jedem hochwillkommen sein, wenn er auch dem Verfasser in prinzipiellen Dingen nicht immer folgt. Auch eine Materialsammlung wie diese trägt subjektive Züge, in der Anordnung jedenfalls muß sie die persönliche Stellung des Verfassers zu den schwierigen und schließlich doch bedeutendsten Fragen der Tradition verraten. Ihr allgemein gültiger Wert wird sich zeigen, wenn trotzdem eine Benutzung auch unter andern Gesichtspunkten als denen, die für den Verfasser im Vordergrund standen, möglich ist, wenn sie Anregung zu weiterem Nachdenken und Prüfen geben kann. Ich bin überzeugt, daß auch der zweite Band der Vedic Variants, wie schon der erste, diese Bewährungsprobe glänzend bestehen wird.

Staël-Holstein, A. von: **The Kāçyapaparivarta.** A Mahāyānasūtra of the Ratnakūṭa Class edited in the original Sanskrit in Tibetan and in Chinese. Shanghai: Commercial Press 1926. (XXVI, 236 S.) — **A Commentary to the Kāçyapaparivarta** edited in Tibetan and in Chinese. Peking: National Library of Peking and the National Tsinghua University 1933. (XXIV, 340 S.)

Weller, Friedrich: **Harvard Sino-Indian Series.** Vol. I. Index to the Tibetan Translation of the Kāçyapaparivarta. Cambridge/Mass.: Harvard-Yenching Institute 1933. (VI, 252 S.) Bespr. von Heinrich Lüders, Berlin.

Unter den älteren Werken der Mahāyāna-Literatur scheint sich der Kāśyapaparivarta besonderen Ansehens erfreut zu haben. Im chinesischen Tripiṭaka sind nicht weniger als vier Übersetzungen erhalten, von denen die älteste aus dem letzten Viertel des 2. Jahrhunderts n. Chr. stammt. Eine zweite Übersetzung entstand zwischen 265 und 420, eine dritte zwischen 350 und 431, während die letzte von einem Übersetzer herrührt, der in den letzten Dekaden des 10. Jahrhunderts tätig war. Ins Tibetische wurde der Kāśyapaparivarta im 9. Jahrhundert übertragen.

Das indische Original schien verloren zu sein. Aus Ost-Turkestan, diesem Schatzhause der altbuddhistischen Literatur, ist es uns jetzt wiedergeschenkt worden. Vor etwa 40 Jahren fanden einheimische Schatzgräber in der Gegend von Khotan eine nahezu vollständige Papierhandschrift des Werkes. Von den Blättern, deren Gesamtzahl 81 betrug, fehlen nur 8. Die Schrift ist die im Süden des Landes gewöhnlich verwendete Brāhmī. Durch den verstorbenen russischen Konsul in Kashgar, Herrn Petrovsky, gelangte die Handschrift in die Sammlungen der Akademie der Wissenschaften in Leningrad. Den Text dieser Handschrift hat vor 8 Jahren Baron A. von Staël-Holstein zusammen mit der tibetischen und den vier chinesischen Übersetzungen herausgegeben. Peinliche Sorgfalt und Genauigkeit, die ein Kennzeichen der Arbeiten des Herausgebers zu sein pflegen, lassen sich auch diesem Werke nachrühmen, obwohl die Drucklegung in Shanghai außergewöhnliche Schwierigkeiten, besonders auch in typographischer Hinsicht, bereitete.

Die Nebeneinanderstellung des Originals und der fünf Übersetzungen ist eine große Erleichterung der kritischen Beurteilung des Textes, und der Herausgeber hat in der Einleitung bereits auf einige Punkte hingewiesen, die sich ohne weiteres aus dem Vergleich der verschiedenen Fassungen ergeben und die nicht nur für die Geschichte des Kāśyapaparivarta selbst von Interesse sind. Es zeigt sich, daß von den 166 Kapiteln, in die der Herausgeber der Übersichtlichkeit wegen den Text zerlegt hat, in der ältesten chinesischen Übersetzung 45 fehlen, in der nächsten 23, in der dritten 22, in der letzten 5, von denen aber, wie eine Notiz besagt, 4 nur deshalb ausgelassen sind, weil ein Blatt in der Sanskrit-Handschrift des Übersetzers fehlte. In der tibetischen Übersetzung fehlt, soweit ich sehe, ein einziges Kapitel. Nun kann gewiß einmal ein Abschnitt aus einem oder dem andern Grunde später ausgefallen sein — es ist z. B. schwer zu erklären, wie es kommt, daß Kap. 120 in den drei späteren chine-

sischen Übersetzungen fehlt, während es in der ältesten chinesischen und in der tibetischen Übersetzung erhalten ist —, sicherlich aber hat v. Staël-Holstein recht, wenn er aus dem ständigen Steigen der Kapitelzahlen in den chronologisch geordneten chinesischen Übersetzungen den Schluß zieht, daß der Text des Kāśyapaparivarta im Laufe der Jahrhunderte Zusätze erfuhr, bis er etwa im 8. Jahrhundert den Umfang angenommen hatte, den er in der ostturkestanischen Handschrift, der tibetischen und der letzten chinesischen Übersetzung zeigt. Dieselbe Tendenz, ältere Werke durch Zusätze immer mehr zu erweitern, wie wir sie bei den brahmanischen Epen beobachten können, hat also auch die älteren Mahāyāna-Schriften beeinflußt. Ein anderes Beispiel dafür bietet das Saddharmapuṇḍarika. Aber auch innerhalb der Kapitel sind offenbar Zusätze gemacht worden. Meist wird in jedem Kapitel zunächst eine Auseinandersetzung in Prosa gegeben und dann, eingeleitet durch die Worte *tatredam ucyate*, eine Zusammenfassung des Gesagten in metrischer Form. Diese Verse fehlen in den drei älteren chinesischen Übersetzungen stets, während sie in der letzten chinesischen und der tibetischen Übersetzung erscheinen. Man wird aus diesem Sachverhalt nicht ohne weiteres schließen dürfen, daß die metrischen Teile sämtlich erst später hinzugefügt sind; die älteren chinesischen Übersetzer könnten sie fortgelassen haben, weil sie inhaltlich nichts Neues bieten. Ebensowenig läßt sich natürlich für die Unursprünglichkeit der Verse die Tatsache verwerten, daß die Zitate aus dem Kāśyapaparivarta in andern Werken, von denen nachher noch die Rede sein wird, fast ausschließlich Prosastellen betreffen; nur Candrakīrti bringt einmal ein metrisches Zitat, die Strophen von Kap. 71. Es kommt aber vor, daß die tibetische und die letzte chinesische Übersetzung Verse bieten, die in dem indischen Texte fehlen (21, 22, 70), daß der indische Text und die tibetische Übersetzung Verse haben, während in der ältesten und der jüngsten chinesischen Übersetzung das ganze Kapitel überhaupt fehlt (107), daß anderseits die letzte chinesische Übersetzung Verse hat, die nirgends anderswo stehen (33, 84, 89), und dergleichen mehr. Das läßt doch darauf schließen, daß die Verse vielfach erst nachträglich eingefügt sind. Jedenfalls bedarf die Frage der Textgestaltung einer eingehenden Untersuchung.

Der Herausgeber hat dem Werke den Titel Kāśyapaparivarta 'Kāśyapa-Abschnitt' gegeben. Das ist der Name, unter dem es im chinesischen Tripiṭaka wie im tibetischen Bkaḥ-ḥgyur geht als Unterabteilung einer 49 Einzelwerke umfassenden Sammlung, die im Chinesischen als Ta-pao-tsi-king (Mahāratnakūṭasūtra), im Tibetischen als Dkon mchog brtsegs pa chen poḥi chos kyi rnam graṅs (Mahāratnakūṭa-dharmaparyāya) bezeichnet wird. Nach B. Nanjio soll diese Sammlung bereits im 8. Jahrhundert bestanden haben und auf indischer Tradition beruhen (Cat. Buddh. Trip. Col. 9, 13). In den Unterschriften der tibetischen und der zweiten und dritten chinesischen Übersetzung (siehe S. VIII) ist das Werk in der Tat als Unterabteilung der Sammlung gekennzeichnet. Sein ursprünglicher Titel aber war, wie v. Staël-Holstein selbst bemerkt, nicht Kāśyapaparivarta.

In Asaṅgas Mahāyāna-Sūtrālaṃkāra wird Kap. 24 des Kāśyapaparivarta S. 165, 7 zitiert. Sieben Stellen aus ihm werden in Śāntidevas Śikṣāsamuccaya angeführt: Kap. 3; 4 S. 52, 12—53, 4; 5 S. 148, 8—12; 6 S. 55, 3—5; 11 S. 54, 11—15; 15 S. 146, 4—5; 97—102 S. 233, 15—234, 18 (mit Abkürzungen); 128 S. 196, 11—14. Zweimal werden Zitate aus dem Kāśyapaparivarta in Prajñākaramatis Kommentar zum Bodhicaryāvatāra des Śāntideva gegeben: Kap. 11 S. 147, 3—7 und Kap. 97—102 S. 526, 3—527, 4 (mit Abkürzungen). Aber diese Zitate sind nicht selbständig dem Originaltexte entnommen, sondern aus dem Śikṣāsamuccaya abgeschrieben. Für das erste Zitat geht das aus der einleitenden Bemerkung *āha cātra* (nämlich *Śāntidevaḥ*) hervor, für das zweite Zitat daraus, daß das *peyālam* zweimal in dem Kommentar und im Śikṣāsamuccaya an derselben Stelle steht; in dem Kommentar ist das Zitat nur noch weiter verkürzt. Sechs Stellen werden in Candrakīrtis Kommentar zu den Mūlamadhyamakakārikās angeführt: Kap. 57 S. 358, 10—12; 60 S. 270, 7—9; 63—65 S. 248, 4—249, 2; 71 (wo im Sk. nur die erste Hälfte der ersten Strophe erhalten ist) S. 156, 1—157, 4; 102 S. 45, 1—4; 138 bis 149 S. 47, 1—50, 5 und S. 336, 3—339, 2. Im Mahāyāna-Sūtrālaṃkāra wird das Werk als Ratnakūṭa bezeichnet, ebenso viermal im Śikṣāsamuccaya, aber 146, 4 als Ratnakūṭasūtra, in 196, 11 und 233, 15 als Āryaratnakūṭa. In Prajñākaramatis Kommentar steht 147, 3, wie zu erwarten, ebenso wie im Śikṣāsamuccaya *Ratnakūṭe*, 526, 3 aber *āryaratnakūṭādiṣu*. Das *ādi* kann nach dem, was ich oben über die Quelle des Zitats bemerkt habe, hier nur ungenaue Ausdrucksweise sein. In Candrakīrtis Kommentar wird das Werk außer in 270, 7, wo die Quellenangabe überhaupt fehlt, überall Āryaratnakūṭasūtra genannt. Es ist ausgeschlossen, daß Ratnakūṭa hier etwa als Name der Sammlung gebraucht wäre, denn wie v. Staël-Holstein selbst hervorhebt, werden im Śikṣāsamuccaya — wir können hinzufügen, auch in Candrakīrtis Kommentar — andere Werke, die im chinesischen Tripiṭaka und im Bkaḥ-ḥgyur zur Ratnakūṭa-Sammlung gezählt werden, unter ihrem eigenen Titel zitiert. Auch der Kommentator Sthiramati kennt nur Ratnakūṭa als den Namen des Werkes. Er erklärt, wie v. Staël-Holstein S. XIVf. angibt, im Anfang seines Kommentars, warum dieser *dharmaparyāya* Ratnakūṭa genannt sei, und bemerkt in dem Schlußverse, daß er einen Kommentar des Ratnakūṭa verfaßt habe. Daß in der Unterschrift der tibetischen Übersetzung das Werk dann wieder als Kāśyapaparivarta und Unterabteilung des Sammelwerks Ratnakūṭa bezeichnet wird, ist dem gegenüber doch völlig bedeutungslos.

Schließlich wird aber auch in dem Texte selbst das Werk der *dharmaparyāya* Mahāratnakūṭa oder Ratnakūṭa genannt, so 52, 150 *iha* (in 150 fehlend) *mahāratnakūṭe dharmaparyāye*; 160 *ayaṃ ratnakūṭo dharmaparyāyaḥ*. Für *dharmaparyāya* tritt ein paarmal auch *sūtrāntarājan* ein; so (in teilweise verderbter Schreibung) 157 *yāvac ceyaṃ mahāratnakūṭo sūtrāntarā(jā)*; *ito ratnakūṭaṃ sūtrāntarājñād*; 159 *ito mahāratnakūṭāt sūtrāntarājñā*. Der Tibeter bietet in seiner Übersetzung dafür in allen Fällen nur *dkon mchog brtsegs pa chen poḥi chos kyi rnam graṅs*, d. i. *Mahāratnakūṭa dharmaparyāya*, nur in 160 läßt er den Titel fort und spricht nur von *chos kyi rnam graṅs*. Die chinesischen Übersetzungen gehen in der Wiedergabe des Ausdrucks auseinander[1]. Die zweite Übersetzung hat überall (52; 157; 159; 160) *pao yen king* 'Juwelenschmucksūtra', was offenbar nichts weiter als eine ungenaue Übersetzung von

1) Bei den chinesischen Texten habe ich mich der freundlichen Hilfe Dr. A. von Gabains erfreuen dürfen.

ratnakūṭasūtra ist. Die dritte Übersetzung, in der nur die Stellen in 52 und 150 wiederkehren, hat *pao tsi king* = *ratnakūṭasūtra*. Die vierte Übersetzung hat in 52; 150; 157 *ta pao tsi tschêng fa* = *mahāratnakūṭa dharmaparyāya*, in 159 *pao tsi tschêng-fa* = *ratnakūṭa dharmaparyāya*, in 160 *ta pao tsi king tien* und *pao tsi tschêng fa king tien*, was auf *mahāratnakūṭasūtra* bzw. *ratnakūṭadharmaparyāyasūtra* führt, dem im Chinesischen noch ein allgemeiner erklärender Ausdruck wie 'autoritatives Werk' angefügt ist. In der ersten Übersetzung liegt nur die Stelle in 52 vor. Über den dort gebrauchten Ausdruck, der offenbar nicht ganz richtig überliefert ist, hat sich v. Staël-Holstein S. IX ausführlich ausgesprochen. Er kommt zu dem Schluß, daß er wahrscheinlich *mahā(maṇi)ratnakūṭavaipulyasūtra* darstelle.

Es kann danach nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß der ursprüngliche Titel des Werkes Ratnakūṭa war, der später aus vorläufig unbekannten Gründen auf eine Sammlung von Schriften übertragen wurde. Ob er schon von Anfang an mit dem Zusatz *ārya-* oder *mahā-* versehen war, ist eine Frage von geringer Bedeutung. ebenso ob man das Werk als *dharmaparyāya* oder als *sūtra* bezeichnete. Der Herausgeber hat, obwohl er den richtigen Sachverhalt erkannt hat, um Verwechslungen zu vermeiden, Kāśyapaparivarta als Titel gewählt, wie mir scheint, nicht mit Glück, denn das Werk wird dadurch als unselbständig charakterisiert, als Unterabteilung einer Sammlung, die zur Zeit seiner Abfassung und wahrscheinlich ein halbes Jahrtausend später noch gar nicht existierte.

Für die Entstehungszeit des Werkes bietet vorläufig nur das Datum der ersten chinesischen Übersetzung eine untere Grenze. Für die Heimat des Verfassers gibt vielleicht eine Bemerkung in 49 einen Anhaltspunkt. Dort werden in einem Vergleiche in der Prosa Zuckerrohr-, Reisfelder und Weingärten nebeneinander genannt: *yathāpi ... yaṃ* (lies *yo*) *mahānagareṣu saṃkarakūṭaṃ* (lies *-kūṭo*) *bhavati sa ikṣukṣetreṣu śālikṣetreṣu mṛdvīkākṣetreṣu copakārībhūto bhavati*. In dem dazugehörigen Verse werden nur die Zuckerrohrfelder genannt: *nagareṣu saṃkārur* (lies *-ru*) *yathā sucokṣo* (lies *acokṣo*) *so ikṣukṣetreṣ' upakāra kurvati*. Die tibetische Übersetzung stimmt damit überein, läßt aber in der Prosa die Reisfelder aus: *bu ram śiṅ gi žiṅ dag daṅ|rgun gyi žiṅ dag la*. Von den chinesischen Übersetzungen spricht die dritte, die nach v. Staël-Holsteins Urteil die beste ist, von Zuckerrohrfeldern und Weingärten; die erste nennt statt dessen Reisfelder und Gemüsegärten, die zweite Felder im allgemeinen, die vierte in der Prosa wie in dem Verse nur Zuckerrohr. Es scheint danach, daß *mṛdvīkākṣetreṣu* tatsächlich in dem ursprünglichen Texte stand. Weingärten zu erwähnen aber konnte wohl nur einem Bewohner des nordwestlichen Indiens in den Sinn kommen, wo noch heute der Wein gebaut wird. Kalhaṇa, Rāj. 1, 42, zählt bekanntlich die Traube unter den Dingen auf, die im Himmel schwer zu erlangen, aber in Kashmir gewöhnlich sind.

Der Ausgabe des Kāśyapaparivarta ist jetzt die Veröffentlichung zweier Hilfsmittel zum Verständnis und zur kritischen Herstellung des Textes gefolgt. Der von v. Staël-Holstein herausgegebene Kommentar des Sthiramati, der uns nur in tibetischer und chinesischer Übersetzung erhalten ist, wird sich sicherlich von größter Bedeutung für die Geschichte der Textgestaltung und die Interpretation des Kāśyapaparivarta erweisen. Die Zeit Sthiramatis ist vorläufig unsicher. Er kann nicht der Sthiramati sein, den Bu-ston als einen Zeitgenossen des Śrīharṣa erwähnt, wenn der Kommentar, wie die chinesische Tradition angibt, von Bodhiruci dem Älteren ins Chinesische übersetzt wurde, denn der Letztere lebte schon am Ende des 5. Jahrhunderts. Der Herausgeber verspricht, das schwierige Problem der Datierung Sthiramatis später ausführlich zu behandeln. Jedenfalls ist der Text des Kāśyapaparivarta, der Sthiramati vorlag, älter als der in der turkestanischen Handschrift, in der tibetischen und der letzten chinesischen Übersetzung überlieferte. Es kann, wie v. Staël-Holstein bemerkt, kein Zufall sein, daß Sthiramati in seinem Kommentar eine Reihe von Kapiteln übergeht, die auch in den drei älteren chinesischen Übersetzungen fehlen. Der Kommentar ist aber auch weiter von Wert, weil er, wie der Herausgeber bereits an einzelnen Beispielen zeigt, für manche in der Mahāyāna-Literatur öfter wiederkehrende dunkle oder schwierige Ausdrücke und Phrasen die richtige Erklärung gibt. Was übrigens die von v. Staël-Holstein S. IV, XIIf. erörterte Frage betrifft, ob in der Eingangsformel der Sūtras *evaṃ mayā śrutam ekasmin samaye bhagavān ... viharati* usw. die Worte *ekasmin samaye* zu *evaṃ mayā śrutam* oder zu *viharati* gehören, so kann es sich meiner Ansicht nach nur darum handeln, festzustellen, von welchem Zeitpunkt an man zu der merkwürdigen Auffassung kam, daß sie mit dem vorausgehenden Satze zu verbinden seien. Daß sie ursprünglich zu *viharati* gehören, scheint mir selbstverständlich. Im Pālī-Kanon finden sich auch genug kleinere Suttas, die mit den Worten beginnen *ekaṃ samayaṃ bhagavā ... viharati*, z. B. Aṅg. Nik. 1, 274; 276; 278; 279 usw.

Wellers Wortindex zu der tibetischen Übersetzung des Kāśyapaparivarta wird jeder dankbar begrüßen, der sich mit der Wiederherstellung von Sanskrittexten aus tibetischen Übersetzungen zu beschäftigen hat. Der Index ist allerdings kein einfaches Verzeichnis der tibetischen Wörter mit ihren Sanskrit-Äquivalenten. Er ist in einer Weise weniger, denn es werden nicht alle Stellen verzeichnet, an denen die tibetischen Wörter vorkommen. Er ist anderseits mehr, denn es werden die einzelnen Wörter im Textzusammenhang vorgeführt. Mir scheint, daß hier des Guten bisweilen etwas zu viel getan sei. Warum z. B. unter *dbu maḥi lam* = *madhyamā pratipad* die sämtlichen Auseinandersetzungen über den Mittleren Weg in extenso gegeben werden, sehe ich nicht ein; ein einfacher Hinweis auf den Text würde hier doch genügt haben. Für die Angaben der Sanskrit-Äquivalente der tibetischen Wörter wird über die Textgestalt der ostturkestanischen Handschrift nicht hinausgegangen, doch werden natürlich Textverschiedenheiten angemerkt und Textverderbnisse soweit wie möglich verbessert. In dieser Hinsicht wird in Zukunft noch allerlei zu berichtigen sein, so verlangt z. B. in 90 Metrum und Sinn die Verbesserung von *tyaja* zu *tyajya*, nicht *tyajan* (siehe unter *gtoṅ ba*), und *nad gsor mi ruṅ ba* in 118 entspricht nicht dem *dīrghaglānya*, *dīrghagailānya* der ostturkestanischen Sk.-Fassung, sondern einem *acikitsa gailānya* oder *glānya*, wie es in dem im Tibetischen ausgelassenen Kapitel 119 erscheint. Unter *phyi byi žo la* hätte vielleicht angegeben werden können, daß an Stelle des verderbten Sk.-Äquivalents der Handschrift *pagataṃga* in dem Zitat Śikṣās. 234, 13 *pataṅga* steht, das durch das chinesische *o* 'Motte, Nachtfalter' als richtig erwiesen wird, während das mongolische *tarbaya miyui* offenbar auf dem tibetischen Ausdruck beruht, der mir allerdings in seiner Gesamtheit so unklar bleibt wie Weller.

Baron v. Staël-Holstein kündigt weitere Veröffentlichungen an, die im Zusammenhang mit dem Kāśyapaparivarta stehen. Vielleicht ist es nicht unbescheiden, den Wunsch zu äußern, er möge uns vor allem eine Ausgabe des ostturkestanischen Originaltextes liefern, der von den zahllosen Fehlern der Abschreiber gereinigt ist und in dem die kleineren, durch äußere Beschädigungen entstandenen Lücken ausgefüllt sind. Mit den Hilfsmitteln, die Weller und v. Staël-Holstein selbst bereitgestellt haben, dürfte das für die Prosateile nicht allzu schwierig sein. In den Versen wird die Entscheidung, ob vom Sanskrit abweichende Formen Fehler der Überlieferung oder Prakritismen sind, nicht immer leicht sein, aber der Versuch, einen lesbaren Text herzustellen, muß doch gemacht werden, so richtig es war, zunächst einfach einen Abdruck der Handschrift zu geben. Die Beigabe einer Übersetzung würde den Wert des Gebotenen erheblich erhöhen. Der Kāśyaparivarta ist ein für die Geschichte des Mahāyāna-Buddhismus so wichtiges Werk, daß sich die Mühe, die darauf verwandt wird, lohnt, und wir beglückwünschen das Harvard-Yenching Institute, daß es die Reihe seiner Veröffentlichungen mit einer Arbeit, die diesem Werke gewidmet ist, beginnt.

Lévi, Sylvain: **Matériaux pour l'étude du système Vijñaptimātra.** Paris: Champion 1932. (VII, 206 S., 1 Taf.) gr. 8°. = Bibliothèque de l'école des Hautes Etudes, publiée sous les Auspices du Ministère de l'Instruction publique. Sciences historiques et philologiques 260.

Jacobi, Hermann: **Triṃśikāvijñapti des Vasubandhu.** Mit Bhāṣya des Ācārya Sthiramati, übersetzt. Den Druck besorgte W. Ruben. Stuttgart: W. Kohlhammer 1932. (VI, 64 S.) gr. 8°. = Beiträge zur indischen Sprachwissenschaft und Religionsgeschichte, hrsg. von J. W. Hauer, 7. Heft. RM 4.50. Bespr. von St. Schayer, Warschau.

Die These von der alleinigen Realität des Bewußtseins (*vijnānamātratā* im Gegensatz zu der Lehre der Sarvāstivādins, welche neben den *citta-caittas* die realen *rūpadharmas*, *saṃskāras* und *asaṃskṛtas* postulieren) wurde, soweit wir heute wissen, zuerst von den Hīnayānisten aus der Sautrāntika-Schule aufgestellt[1]; ihre große philosophische Karriere hat sie aber erst in den Yogācāra-Schulen des Mahāyāna-Buddhismus gemacht. Wir kennen drei Varianten des mahāyānistischen Idealismus: das System von Aśvaghoṣa, dem Verfasser des Śraddhotpādaśāstra, das System von Maitreya-Asaṅga und Vasubandhu und das „logische" System von Dignāga. Aśvaghoṣa steht dem strengen Monismus des Mahāyāna, so wie er von den Mādhyamikas vertreten wurde, durchaus nahe, auch die Divergenzen zwischen Maitreya-Asaṅga und Vasubandhu einerseits und Nāgārjuna und Āryadeva anderseits sind keineswegs so erheblich, wie man auf den ersten Blick auf Grund der Polemik in den späteren Traktaten (Madhyamakāvatāra, Bodhicaryāvatāra usw.) urteilen könnte. Dagegen ist die Abweichung von dem strikten Mahāyāna in der „logischen" Schule so deutlich, daß man Dignāga und seine Nachfolger wohl als „mahāyānisierende Sautrāntikas" bezeichnen darf. Der Idealismus der Yogācāras ist ein Kompromiß zwischen dem Monismus des Mahāyāna und dem Pluralismus des Hīnayāna. Die Soteriologie ist mahāyānistisch, die Philosophie ist aber eine Synthese, in welcher die heterogenen Grundanschauungen der beiden Yānas ihren Platz gefunden haben.

Die Grundlage für das Studium der Yogācāra-Philosophie bilden die Traktate Maitreya-Asaṅgas und Vasubandhus, in erster Linie die Triṃśikā Vasubandhus, eine glänzende, gedrängte und zusammenfassende Darstellung des Systems in dreißig Strophen. Einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, daß das Sanskritoriginal dieses wichtigen Textes zusammen mit einem anderen Yogācāra-Traktat desselben Verfassers, der Viṃśatikā, und den Kommentaren Sthiramatis von S. Lévi in Nepal entdeckt und im Jahre 1925 veröffentlicht wurde. In den Jahren 1928/9 erschien dann das bahnbrechende Werk von L. de la Vallée Poussin, eine kritische, mit zahlreichen Noten und längeren Anhängen versehene Übersetzung der Vijñaptimātratāsiddhi (*Ch'eng wei shih lun*), der chinesischen Summa des Systems, welche von Hiuan Tsang und dessen Schüler Kuei ki auf Grund der wichtigsten indischen Kommentare zur Triṃśikā (Guṇamati, Sthiramati, Nanda, Dharmapāla u. a.) verfaßt wurde. Ein weiterer Beitrag zur Kenntnis des idealistischen Systems des Vasubandhu sind endlich die beiden hier anzuzeigenden Arbeiten: H. Jacobis Verdeutschung der Triṃśikā mit dem Bhāṣya Sthiramatis und S. Lévis „Matériaux", enthaltend neben einer „Analyse resumée du système" und der Übersetzung der Kommentare Sthiramatis zur Viṃśatikā und Triṃśikā noch zwei wertvolle Anhänge: die Einleitung zur japanischen Ausgabe *Ch'eng wei shih lun* aus der Feder des japanischen Buddhologen D. Shimaji († 1928) in der Übersetzung von P. Demiéville und einen längeren, von S. Lévi mit Chavannes übersetzten Exkurs über das *ālayavijñāna* aus dem Lexikon buddhistischer Termini des chinesischen Mönchs

1) Vgl. J. Masudas Übersetzung des *I-pu'-tsung-lun-lun*, S. 68. Der *vijñānavāda* der Sautrāntikas geht aber vielleicht auf eine noch ältere Tradition zurück.

Fa yün (XII. Jahrh.). Das standard work für das Studium der *vijñaptimātratā* bleibt die Siddhi von de la Vallée Poussin, und wer in die Einzelheiten des Systems tiefer einzudringen wünscht, wird an diesem Werk nicht vorbeigehen dürfen. Für die erste Orientierung wird man aber die kürzeren Kommentare Sthiramatis vorziehen und die Übersetzungen der beiden hervorragenden Gelehrten Deutschlands und Frankreichs als willkommenes Hilfsmittel benützen.

Die Analyse des philosophischen Inhalts der Triṃśikā und der Viṃśatikā gehört nicht in diesen Zusammenhang. Zur Charakteristik der beiden Traktate möge der kurze Hinweis genügen, daß, während die Triṃśikā, wie bereits hervorgehoben, eine systematische Darstellung des Yogācāraidealismus (die Lehre von den Modifikationen des *vijñāna*, von den drei *svabhāvas* und den drei *niḥsvabhāvatās* usw.) enthält, die Viṃśatikā der Bekämpfung der gegnerischen Ansichten, in erster Linie der Atomenlehre der Vaiśeṣikas und der Vaibhāṣikas, gewidmet ist. Es sei hier erwähnt, daß uns diese Polemik schon früher durch die Übersetzung der tibetischen Version der Viṃśatikā, welche de la Vallée Poussin, Muséon 1912 veröffentlicht hat, bekannt wurde.

Unser Hauptinteresse knüpft sich an die Triṃśikā, und da wir diesen Traktat nunmehr in zwei voneinander unabhängigen Übersetzungen besitzen, so liegt es nahe, die beiden Versionen, die französische und die deutsche, miteinander zu vergleichen. S. Lévi bezeichnet sich selbst in der Vorrede als „un philologue entraîné par le hasard des trouvailles vers les textes philosophiques". Seine Aufgabe ist „rendre aussi fidèlement, aussi littéralement que possible les originaux". Zu diesem Zweck werden sämtliche Termini technici durch „des mots français" ersetzt „au lieu de les transcrire paresseusement". In Wirklichkeit sind aber diese Übersetzungen nicht nur philologisch, sondern teilweise etymologisch wörtlich, indem z. B. die Ausdrücke *vijñāna*, *vijñapti* und *saṃjñā* als Notation, Notification und Connotation wiedergegeben werden, weil uns die vergleichende Grammatik lehrt, daß *jñātas* = *notus* und *sam*^{0} = *com*^{0} ist. *Satkāyadṛṣṭi* wird als „Croyance qu'il y a un Ensemble de Réalités" und *ātmalābha* als „Personnalisation" übersetzt. Das erinnert geradezu an die Methoden der tibetischen Lotsavas, deren Genauigkeit bekanntlich soweit ging, daß sie sogar die Präfixe nach einer einheitlichen Schablone wiedergaben. Die modernen Sanskrit-Philologen wissen diese Pünktlichkeit der tibetischen Kollegen zu schätzen. Für den Historiker der Philosophie, dem es vor allem an dem Verstehen der Probleme liegt, ist es aber durchaus irrelevant, ob man die Termini technici in ihrem indischen Wortlaut behält oder vielmehr durch französische, englische und deutsche Wortgebilde ersetzt, welche zwar den wörtlichen, aber nicht den philosophischen, hier allein in Betracht kommenden Sinn adäquat wiedergeben. Ist man einmal übereingekommen, die buddhistische *saṃjñā* durch „Connotation" zu übersetzen, so ist dagegen nichts einzuwenden, vorausgesetzt nur, daß der Übersetzer und die Leser sich dessen stets bewußt bleiben, daß *saṃjñā* mit der normalen Bedeutung von „Connotation" in allen modernen europäischen Sprachen nichts zu tun hat.

Denselben Grundsatz, nichts unübersetzt zu lassen, hat sich übrigens auch die Leningrader Schule zu eigen gemacht, um zugleich in einem möglichst schroffen Gegensatz zu dem hochverdienten Entdecker, Herausgeber und Übersetzer der Vasubandhu-Traktate die „bloß philologischen" Übersetzungsmethoden abzulehnen und eine sinngemäße, philosophische Wiedergabe durch abendländische Äquivalente zu fordern. Nach der Ansicht vieler Forscher ist auch dieses Postulat ein zu meidendes *anta*. In der Tat läßt sich nicht leugnen, daß jede Philosophie eine Anzahl von spezifischen Termini technici besitzt, die man nur interpretieren und kommentieren, aber nicht durch gleichwertige Terme eines anderen philosophischen Systems ersetzen kann. Logistisch gesprochen: eine ein-eindeutige Beziehung (die one-one-relation) zwischen den Terminologien einzelner Systeme besteht in der Regel nicht und darum bleibt dem Historiker nichts anderes übrig, als in erster Linie zu lernen, in der originalen Terminologie der betreffenden Philosophie zu denken. Eine Methode, welche die Transkriptionen prinzipiell perhorresziert, dürfte kaum empfehlenswert sein. Jacobi hat sich in seiner deutschen Version der Triṃśikā nicht gescheut, solche Ausdrücke wie *ālayavijñāna*, *pratyaya* usw. vielfach unübersetzt zu lassen, und man wird nicht behaupten können, daß seine Version dadurch an Klarheit und Verständlichkeit gelitten habe.

In Einzelheiten wird man freilich der französischen Übersetzung vor der deutschen den Vorzug geben. *Samāropa-anta* und *apavāda-anta* Tr. 35 übersetzt Jacobi als „die Lehre von der richtigen Übertragung" und die „Lehre von der Leugnung (unseres Grundsatzes)". S. Lévi hat dafür „la thèse extrème de la Surimposition" und „la thèse extrème de la Négation", was entschieden glücklicher den Sinn wiedergibt. Denn gemeint sind die beiden einseitigen Generalisationen (*ekāntavāda*), welche der Buddhismus als *media via* prinzipiell meiden soll: die These, daß alles ist (in der Yogācāra-Interpretation die

Lehre der Hīnayānisten, daß die *vijñeyas* gleich den *vijñānas* realiter existieren) und die These, daß alles nicht ist (in der Interpretation der Yogācāras die Lehre der Mādhyamikas, daß die *vijñānas* gleich den *vijñeyas* nur im Sinne der konventionellen Wahrheit existieren[1]). Tr. 41 *rūpa(ṇa)lakṣaṇam rūpam* übersetzt Jacobi: „Stoff (*rūpa*) hat als Merkmal das Prüfen" — S. Lévi: „la Forme a pour Caractère la Blessure". Man vgl. ferner Tr. 36^{10}, 36^{25}.

Der *dharma*-Begriff ist noch immer trotz Geiger, Rosenberg und Stcherbatsky ein *kathāvatthu* — ein „point of controversy". S. Lévi schreibt in seiner „Analyse résumée": „(*manas*) a pour domaine propre ce que le sanscrit désigne par un terme désespérant, les dharmas . . . Dharma est un mot qui, comme cosmos et mundus, implique une idée d'organisation et d'ordre; le code de Manu, par exemple, est un traité de Dharma; l'ensemble des textes qui règlent la vie bouddhique s'appelle le Dharma". Wie man aus diesem Zitat ersieht, glaubt auch S. Lévi mit Beckh, W. Geiger, Schrader u. a. an einen semasiologischen, entwicklungshistorischen und natürlichen Zusammenhang zwischen *dharma* = *pṛthagdharma* = Element und *dharma* = Norm, Gesetz, Religion. Dieser Zusammenhang ist aber recht problematisch, indem man in *dharma* = *svalakṣaṇadhāraṇāt* doch wohl eine gelehrte, philosophische und künstliche Neubildung vermuten darf.

Jacobi übersetzt *dharmāḥ* = Daseinselemente, was eine Verdeutschung der von Stcherbatsky angenommenen englischen Übertragung "elements of existence" ist. Die Zulässigkeit dieser Wiedergabe wurde schon von de la Vallée Poussin, Bibliographie Bouddhique II, S. 57 mit Recht beanstandet. „Dasein" bedeutet nur die phänomenale, zeitlich-räumliche und kontingente Wirklichkeit, zu den *dharmas* gehören aber auch solche Elemente, welche zwar wohl „seiend" aber nicht „daseiend" (wie z. B. das *nirvāṇa*) sind. Es sind dies die sog. *asaṃskṛtas*, welche die Übersetzung "elements of existence" gänzlich außer acht läßt.

Zum Schluß sei noch auf eine Einzelheit kurz eingegangen. Von der systematischen Einleitung, welche Jacobi geplant hat, sind nur zwei Fragmente, darunter eine Note über die drei *svabhāvas*, im Anhang abgedruckt. Wir finden dort folgende Charakteristik des mahāyānistischen Monismus im Gegensatz zum Pluralismus des Hīnayāna: „Die Dharmas haben kein selbständiges Sein (*svatantra*), sondern ein durchaus bedingtes (*paratantra* = *pratītyasamutpanna*). Das ist ihre *niḥsvabhāvatā* (*śūnyatā*), Relativität. Aber es (das Mahāyāna) erkennt doch ein allerdings unerkennbares (*anirvacanīya*), transzendentes, durchaus einheitliches (*advaya*) Sein an, das allem immanent ist, die *tathatā*". Dieser letztere Satz gibt kurz das Ergebnis wieder, zu dem Stcherbatsky in seiner Conception of Buddhist Nirvāṇa, 1927 gelangt ist[2]. Nach der Ansicht von de la Vallée Poussin ist aber dieses Ergebnis falsch, indem es zum Teil auf Mißverständnissen, zum Teil auf einer tendenziösen Übersetzung der Texte[1] beruht. Daß es ein unerkennbares und imprädikables monistisches Absolut gibt, das der Heilige in der mystischen Intuition erkennt, ist nur die Lehre der Yogācāras; nach der Lehre der Mādhyamikas gibt es ein solches Absolut überhaupt nicht und das wahre Erkennen ist ein pures Nichterkennen. Absolutisten und Monisten sind also nur die Yogācāras, die Mādhyamikas dagegen sind radikale Nihilisten. Die Stellungnahme zu dieser Kontroverse ist hier nicht möglich, es kann aber nicht verschwiegen werden, daß es de la Vallée Poussin tatsächlich gelungen ist, eine interessante Stelle aus Bhāvaviveka anzuführen (IHQ. Vol. IX. S. 30), aus welcher hervorgeht, daß Bhāvaviveka jedenfalls die *anirvacanīyā tathatā* abgelehnt hat. Das Problem des Absoluts in der Schule des Nāgārjuna bedarf somit einer erneuten, gründlichen Untersuchung.

1) Diese Interpretation bezieht sich auf den *paratantrasvabhāva* = *vijñānapariṇāma* = *pratītyasamutpāda* der *cittacaittas*. Dagegen sind die Yogācāras mit den Mādhyamikas durchaus einig, daß die *madhyamā pratipad* gegenüber dem imprädikablen *pariniṣpannasvabhāva* = *tathatā* = *tattva* = *paramārthasatya* auf der Ablehnung aller Assertionen und aller Negationen nach dem Schema der *catuṣkoṭi* beruht.

2) Dieselbe Auffassung hat auch der Ref. in den Ausgewählten Kapiteln aus der Prasannapadā, Krakau 1931, vertreten.

Chalmers, Lord: **Buddha's Teachings**, being the Sutta-Nipāta or Discourse-Collection, ed. in the Original Pali Text with an English version facing it. Cambridge/Mass.: Harvard Univ. Press; London: Oxford Univ. Press 1932. (XXII, 300 u. 19 S.) gr. 8°. = Harvard Oriental Series, Vol. 37. $ 5 — (23 s. oder RM 14 —). Bespr. von W. Stede, London.

Lord Chalmers hat mit der vorliegenden Ausgabe und Übersetzung des Sutta Nipāta dem an sich beschränkten Kreise von Pali- und Buddha-Interessenten einen schätzbaren Dienst getan, welcher noch dadurch vermehrt wird, daß das Buch den Titel „Buddhas Teachings" trägt, womit gesagt sein soll, daß in ihm die wesentliche buddhistische Lehre geboten wird. Das wird zweifellos manchen, der etwas vom Buddhismus wissen möchte, anziehen. Was diese Ausgabe besonders nützlich macht, ist die Art der Darbietung des Textes auf der einen und der Übersetzung auf der gegenüberstehenden Seite. Die Ausstattung (wie die aller in der *Harvard Oriental Series* erschienenen Werke) ist ansprechend und vornehm; der ziemlich hohe Preis wird vielleicht seiner Verbreitung hinderlich sein.

Der Übersetzung gehen einige Kapitel von Erörterungen über die Stellung des Sutta Nipāta in der buddhistischen Literatur voran. Es werden hier verschiedene Punkte der höheren Kritik in zwangloser Weise behandelt, ohne die Hauptfragen zu erschöpfen. Das konnte auf beschränktem Raume auch kaum möglich sein. Im großen und ganzen kann man seinen Ausführungen beipflichten. Was Chalmers über die älteren Bestandteile des S. N. der Pali Tradition sagt, wie sich diese durch das Zeugnis der beiden Niddesas feststellen lassen, stimmt mit den Ergebnissen anderer Forscher überein (wie z. B. B. C. Law's in seiner „History of Pali Literature", vol. I, pp. 1—7, der es allerdings an Literaturnachweisen mangeln und die aus-

1) Vgl. Mélanges chinois et bouddhiques, Brüssel 1932, S. 390 Anm.

gezeichnete Abhandlung von W. Wüst „Das Leibesproblem in der Buddhistischen Pali-Lyrik", Zeitschr. für Buddhismus VIII, 1928, S. 62ff., die sich besonders auf den S. N. bezieht und an Nachweisen alles Wünschenswerte bietet, unbeachtet läßt). Daß die Niddesas so beschränkt sind, kann auch seinen Grund in rein lokaler und zufälliger Überlieferung haben: es folgt daher keineswegs, daß nichtkommentierte Suttas des S. N. jünger sind als kommentierte. Im Gegenteil finden wir unter letzteren auch solche, die sowohl aus metrischen wie aus sprachlichen und inneren Gründen als ebenso alt, wenn nicht älter, bezeichnet werden müssen. Die Niddesas sind ziemlich späten Ursprungs, und die auf ihrer Grundlage erschlossene Existenz separater S. N. Balladen oder Balladensammlungen weist darauf hin, daß die endgültige Fassung des S. N. erst um die Jahrtausendwende, und zwar in Ceylon, stattfand. Wir stehen auch jetzt noch vor ungelösten Rätseln in der S. N. Frage.

Von größerem Belang als die Einleitung ist die Übersetzung. Chalmers hat versucht, den Ton des Originals dadurch zu treffen, daß er die auf Pali ausgedrückten Gedanken in altertümliches, oft veraltetes Englisch auf angelsächsischer Grundlage kleidet. Er hatte schon früher mit seiner Übersetzung der „Mittleren Sammlung" (Further Dialogues of the Buddha) denselben Versuch gemacht, der sich in den dort eingelegten Balladen gut bewährte. Die Wirkung dieser Methode ist ungefähr dieselbe wie der Eindruck, den der Leser vom Original hat: ein altertümlicher, derber Balladenstil, in dem Kürze und Prägnanz des Ausdrucks dem herben Gedanken angepaßt sind. Die Buddhistische Lyrik ist ja einmal mehr Ballade als Romanze. Es wird daher dem Ganzen kein Abbruch getan, wenn die Übertragungen einzelner Worte mit einem ungebräuchlichen englischen Ausdruck nicht zu dem an dieser Stelle befindlichen, ganz gebräuchlichen Paliworte in Übereinstimmung stehen: bei aller poetischen Diktion kommt es eben hauptsächlich auf die Leitidee und den Gesamteindruck an.

Wir haben auf diesem Gebiete schon vor längerer Zeit einen ähnlichen Versuch kennen gelernt: K. E. Neumanns Übersetzung der „Lieder der Mönche" und des Sutta Nipāta. Auch er suchte eine ähnliche Wirkung dadurch zu erzielen, daß er in einen etwas gekünstelten Stil altertümliche Worte als Konterfei ganz gewöhnlicher Paliworte (wie z. B. *nāga*, Elefant, durch „*Ilph*") einfügte, um dadurch eine größere poetische Wirkung zu erzielen. Es bleibe dahingestellt, ob dies der beste Weg ist; zu leicht wird aus Kunst eine Künstelei. Es gibt Fälle, wo eine musikalische Übersetzung, die das Wesen des Originals nachahmte, ganz unmöglich ist. Auch hier kann nur eine annähernde Wirkung erzielt werden. Das ist z. B. bei Wortspielen der Fall. Es ist interessant, an einem Beispiele das Verfahren der beiden Autoren zu vergleichen. Die Verse S. N. 18 und 19 haben Reim und Wortwitz: *pakkodano*: *duddhakhīro* gegenüber *akkodhano*: *vigatakhīlo*. Neumann übersetzt: „Der Reis ist gar gekocht: der Rahm ist abgeschöpft" mit Gegenüberstellung von „der Reiz ist gar gekocht: der Gram ist abgeschöpft"; Chalmers: „My food is dressed: my kine are milked" gegenüber „my mood is blest, my mind is tilled". Keiner von beiden gibt die Bedeutung des Originals, wie sie in den obigen Worten vorliegt.

Es ist bei allen Übersetzungsversuchen, welche zu viel Gewicht auf die Form legen, unvermeidlich, daß die Wiedergabe des logisch-genauen Sinnes oft zu kurz kommt. Das ist auch bei Chalmers an manchen Stellen der Fall. Ich greife nur ein Beispiel heraus. Vers 654 (*kammanā vattatī loko, kammanā vattatī pajā*) ist ungenau wiedergegeben mit „their past decides how men shall fare", wohingegen es besser geheißen hätte: „By action proceeds the world, by action proceeds mankind". Kamma in diesem Sutta ist nichts anderes als „Handwerk, Handlung, Tun", und nicht das prägnante *Karma* (Ch.: „causal outcome"): es steht eben nur im Gegensatz zu *Jāti* „Herkunft, Kaste"; der Nachdruck liegt darauf, daß die Würde des Menschen in seinem Tun besteht und nicht in seiner Abstammung.

Ostasien.

Väth, Alfons S. J., unter Mitwirkung von Louis Van **Hee** S. J.: **Johann Adam Schall von Bell S. J.,** Missionar in China, Kaiserlicher Astronom und Ratgeber am Hofe von Peking, 1592—1666. Köln: J. P. Bachem 1933. (XX, 380 S.) gr. 8°. = Veröff. des Rhein. Museums in Köln. II. RM 9 —; geb. 12 —. Bespr. von O. **Franke,** Berlin.

Adam Schall gehört mit Ricci, Trigault, Verbiest, Gerbillon und einer Reihe anderer zu den Begründern und Trägern der zeitweilig überragenden Stellung der Jesuitenmission in China, insbesondere am mandschurischen Kaiserhofe. Merkwürdigerweise sind die Nachrichten über diese ältesten und größten Sendboten der Gesellschaft Jesu alles andere als vollständig und zuverlässig, namentlich schwankt das Bild der Persönlichkeit bei ihnen mehrfach beträchtlich. Auch über Schall, den großen Kölner, waren die Urteile verschieden, unbestritten nur sein Ruhm und seine erstaunlichen Erfolge. Das große Werk von Väth dürfte diesem Zustande ein Ende machen, dafür bürgt die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der hier allen Zweifeln und Unklarheiten nachgegangen wird; nicht alles ist restlos aufgeklärt, aber weitaus das meiste.

V. hat sich bei seinen Forschungen die Mitarbeit seines belgischen Ordensbruders Van Hee gesichert, eines sinologisch geschulten Kenners der chinesischen Mathematik (vgl. seine Aufsätze und Notizen in den Jahrgängen der T'oung Pao von 1911 bis 1914, wo er seinen Namen meistens Vanhée schreibt; auch eine Arbeit über Ferdinand Verbiest, écrivain chinois ist in den „Mélanges" von Brügge er-

schienen), dessen Hilfe oft unentbehrlich gewesen sein mag bei den Fragen der Astronomie und des Kalenders, die für Schalls Wirksamkeit in Peking eine so ausschlaggebende Bedeutung gehabt haben. Ferner standen dem Verf. das von den Jesuiten Havret und Pascal M. D'Elia gesammelte Material für ein geplantes, aber aufgegebenes Werk über Schall zur Verfügung, und schließlich hat der inzwischen verstorbene Pater Huonder S. J. ein gut Teil beigetragen, der selbst eine Lebensbeschreibung Schalls im Rahmen eines großen, mehrbändigen Werkes über die Geschichte der deutschen Jesuitenmissionare des 17. und 18. Jahrh. veröffentlichen wollte. Davon abgesehen haben V. und sein Mitarbeiter die Archive nach unveröffentlichtem handschriftlichem Material durchforscht und dabei eine reiche Ausbeute gefunden. Das meiste befand sich im Besitz der verschiedenen Ordensprovinzen der Gesellschaft Jesu, aber auch die sonstigen Archive und Bibliotheken in Rom, Brüssel, Köln, München, Paris u. a. ergaben manches Wertvolle, daneben sind die chinesischen Quellen, vor allem die Werke Schalls selbst, nicht übersehen worden.

Das Ergebnis dieser Nachforschungen ist „ein Lebens- und Zeitbild" — so bezeichnet V. selbst sein Werk — von außerordentlichem Reichtum des Inhalts, und zwar eines Inhalts, der ebenso spannend hinsichtlich der Schicksale des großen Missionars ist wie hinsichtlich der umwälzenden politischen Ereignisse im China des 17. Jahrh., bei denen Schall ein stark beteiligter Zeuge war.

Wir erfahren zum ersten Male Genaueres und Zuverlässiges über die dem rheinischen Uradel zugerechnete Kölnische Familie Schall von Bell, die sich unter dem Namen Schallo bis in die Zeit von 1150 bis 1200 zurückverfolgen läßt und durch Heiratsverbindung mit einem westfälischen Adelsgeschlechte und danach mit den vornehmsten Kölner Patrizierfamilien im 14. Jahrh. als Schall von Bell (so genannt nach der Besitzung Horbell bei Köln) selbst dem kurkölnischen Adel zugehörig wurde. Was sich über die Jugendzeit Johann Adams hat ermitteln lassen, ist noch immer herzlich wenig, und leider besteht auch kaum noch eine Hoffnung, diese Lücke einmal zu schließen, da die in Betracht kommenden Akten teils verschwunden, teils verbrannt sind. Wir wissen nur, daß der am 1. Mai 1592 geborene Knabe das Gymnasium Tricoronatum der Jesuiten besuchte, 1607 sich zum Eintritt in den geistlichen Stand entschloß, das Jahr darauf in das Collegium Germanicum in Rom, 1611 in den Jesuitenorden eintrat, 1613 in das Römische Kolleg übersiedelte, 1616 — vermutlich unter dem Einfluß der Nachrichten aus China über die großartigen Erfolge Riccis und begeistert durch die Berichte des aus China eingetroffenen Pater Nikolaus Trigault — an den Ordensgeneral das Gesuch richtete, nach dem Fernen Osten entsandt zu werden. Ende 1617 ging er nach Portugal, um die Sprache der Mission, das Portugiesische, zu erlernen. Von der Heimat Abschied genommen hat er nicht und wiedersehen sollte er sie niemals. Am 16. April 1618 verließ er Lissabon, nach einer schreckensreichen Reise traf er am 4. Oktober 1618 in Goa, am 15. Juli 1619 in Macao ein. Zweiundzwanzig China-Missionare hatten sich in Portugal eingeschifft, in Goa waren es noch fünf, die übrigen waren zum Teil den Anstrengungen der Reise erlegen, zum Teil anderswohin beordert.

Über die Reise und die weiteren Schicksale Schalls, sowie über seine unerhörten Erfolge während eines halben Jahrhunderts unterrichtet das Werk V.s in sehr ausführlicher Weise. Am 25. Januar 1623 war er zusammen mit seinem Ordensbruder Longobardi nach einer beschwerlichen Überlandreise vom Süden in Peking eingetroffen, und beide hatten sich dort in Riccis Hause niedergelassen. Mit Ausnahme der Jahre 1627 bis 1630, wo er nach Si-ngan(fu) geschickt war, hat Schall seine gesamte Lebenszeit bis zu seinem Ableben am 15. August 1666 in Peking zugebracht. Er hat während dieser Jahre die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen missionarischer Wirksamkeit kennen gelernt, er hat die größten Ehren, die glänzendsten Triumphe erfahren und dann wieder die sehmerzlichsten Demütigungen, die rohesten Mißhandlungen erduldet, bis er schließlich, ein mit Anklagen und Verleumdungen gehetzter, von schwerer Krankheit geschlagener Mann, die müden Augen schloß, nachdem er im Jahre vorher vor seinen Mitbrüdern ein rührendes Schuldbekenntnis abgelegt hatte. Es war von ihm diktiert, von Verbiest niedergeschrieben und von ihm mit gelähmter Hand, kaum lesbar, unterzeichnet. Das Schriftstück ist im Original erhalten.

Daß Schall, Kaiserlicher Direktor des Astronomischen Amts, Inhaber der Abzeichen der höchsten Beamtenklasse, vertrauter Freund des jungen Mandschu-Kaisers Schi tsu (Schun-tschi), mit Gunstbezeugungen und Ehren überhäuft, zeitweilig einen für einen Ausländer außerordentlichen Einfluß auf die Entschließungen des Herrschers ausüben konnte, ist unbestreitbar. Ihn aber als „den eigentlichen Regenten Chinas" zu bezeichnen, wie V. (S. 192) tut, ist eine Übertreibung, die auch durch das Zeugnis des in solchen Dingen völlig urteilslosen Gützlaff nichts gewinnt. Leider ist diese Übertreibung nicht die einzige ihrer Art, und damit berühren wir den schwächsten Punkt in dem sonst so hervorragenden Werke. Daß die Verf., hingerissen von der Bewunderung für den ungewöhnlichen Mann, in ihrer warmherzigen Darstellung zuweilen die Grenzen der sachlichen Richtigkeit überschreiten, ist begreiflich und verzeihlich, zumal sie andererseits das Bestreben erkennen lassen, in ihrem Urteil über die lange umstrittene und sicherlich nicht einfache Persönlichkeit Schalls die schlichte Wahrheit festzustellen, aber mir scheint, daß sie nicht immer genügend kritisch gewesen sind hinsichtlich der Glaubwürdigkeit ihrer Quellen. Das gilt sowohl von manchen unter den zahllosen Briefen, die offenbar von sehr ungleichem Wert sind, wie auch von Schalls „Historia", seinen „Lebenserinnerungen", die angeblich auf eine von ihm selbst i. J. 1658 hergestellte, aber nicht mehr vorhandene Handschrift zurückgehen. Die Darlegungen der Verf. auf S. 358f. können mich nicht davon überzeugen, daß mit dieser Handschrift, die als Vorlage für die „Historica Narratio" im Druck diente, nicht erhebliche Veränderungen vorgenommen sind. Mag dem aber sein wie es wolle, die Berichte über Schalls Wirksamkeit enthalten so viele Geschichten, die den Charakter frommer Legenden allzu deutlich verraten (dazu gehören besonders die zahlreichen Eingriffe der göttlichen Macht in die irdischen Vorgänge durch Naturereignisse infolge

von Schalls Gebet oder Beschwörung mit Agnus-dei-Tafeln u. a. — vgl. z. B. die Wundergeschichten nach der Historia auf S. 144f.), daß man auch da mißtrauisch wird, wo vielleicht keine Berechtigung dafür vorhanden ist. So wird man hinter manche Erzählung von Schalls beispiellosen Erfolgen oder von anderen seltsamen Geschehnissen ein Fragezeichen setzen, die Dinge sind entweder falsch gesehen oder tendenziös dargestellt. Es wäre gut gewesen, in der Wiedergabe etwas mehr zu sichten. Dazu gehört sicher auch das, was uns nach der Historia über Schalls Bemühungen, den Kaiser zum Christentum zu bekehren, und über die guten Aussichten des Erfolges erzählt wird (S. 193ff.). Ich habe mich anderwärts über die Möglichkeit einer Bekehrung chinesischer Kaiser zu einer fremden Religion ausgesprochen (Forsch. u. Fortschr. 1933 S. 333f.) und bin nach wie vor der Überzeugung, daß es von einem falschen Augenmaß für die Stärke der inneren und äußeren Widerstände zeugt, wenn man ernstlich an eine solche Bekehrungsmöglichkeit glaubt. Ich bezweifle auch, daß Schall daran geglaubt hat. Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß V. selbst einmal Zweifel äußert gegenüber der Angabe eines Briefes über die Ehrung des toten Schall durch den Kaiser (K'ang-hi) und seine Großmutter (S. 331); solche Zweifel an der Glaubwürdigkeit wären öfter am Platze.

Der Gesamtinhalt von V.s Werk ist, wie schon erwähnt, von großem Reichtum und vielfach von hoher Wichtigkeit. Wir erfahren viele lebendige Einzelheiten über die Vorgänge beim Sturz der Ming-Dynastie und beim Beginn der Mandschu-Herrschaft, über die Intriguen während der Minderjährigkeit des Kaisers Schun-tschi und bei der Auswahl des Nachfolgers des letzteren (des späteren Kaisers K'ang-hi) — wobei Schall, zweifellos unter starker Übertreibung, eine Rolle zugeschrieben wird, die ihn als den Thronretter beider Herrscher erscheinen läßt —, über das etwas zweifelhafte Spiel, das der katholische Missionar mit den „kalvinischen Holländern" (S. 226ff.) trieb, als sie 1656 durch eine Gesandtschaft in Peking ein Handelsabkommen zu erreichen versuchten, und über vieles andere. Diese letztere Episode ist besonders kennzeichnend für die politischen Anschauungen der Zeit. Schall „suchte den Holländern zwar den Aufenthalt in Peking angenehm zu machen", aber im Geheimen taten er und seine Ordensbrüder alles, was in ihrer Macht stand, um durch Aufhetzung der Chinesen die Pläne der protestantischen Macht zum Scheitern zu bringen. Die Holländer ihrerseits hatten es im Süden mit Erfolg unternommen, die schon stark im Verfall befindliche Macht der Portugiesen ganz zu beseitigen, Schall selbst hatte sich 1622 während seines Aufenthaltes in Macao an dem Abwehrkampfe gegen einen Angriff von ihnen beteiligt. Sie waren für ihn Feinde der katholischen Kirche, „wo immer sich die Holländer im Osten festsetzten, suchten sie die katholische Mission zu vernichten", das war für ihn ausschlaggebend. Das portugiesische Schicksal zu wenden haben indessen die Jesuiten nicht versucht; die Kurie in Rom sah weiter als die Missionare in Peking: während diese das sinkende Schiff zu retten suchten, empfand man in Rom den Schutz dieser fragwürdigen Macht immer mehr als unbequem und suchte sich seiner möglichst zu entledigen, um einen wirksamen Ersatz dafür zu erhalten. Im übrigen weiß man, daß die Vertreter der europäischen Handelsvölker in der damaligen Zeit in ihrem Konkurrenz-Neid einander wert waren und von den Chinesen entsprechend behandelt wurden. Die Haltung der Missionare, im Rahmen ihrer Zeit betrachtet, ist mithin begreiflich und entschuldbar. Aber auch an interessanten Interna aus der Mission selbst fehlt es nicht. Es ging durchaus nicht so einträchtig unter den verschiedenen Orden, ja nicht einmal innerhalb der Gesellschaft Jesu selbst her, wie man in Anbetracht ihrer stets gefährdeten Lage annehmen sollte. Fünf Jahre lang bestand unter den Jesuiten eine förmliche Spaltung, die sich zuerst an die Namen Schall auf der einen Seite, Buglio und Magalhães auf der anderen knüpfte, und bei der es sich zumeist um die Frage des Kalenders mit allen ihren Folgerungen handelte. Mit den Franziskanern gab es Auseinandersetzungen über die Grundhaltung der Missionare und das Auftreten unter den „Heiden", und der später so verhängnisvolle Streit mit den Dominikanern bemächtigte sich 1649 auch der Person Schalls und seines Kalenders. Erschwert wurden alle diese Dinge durch die jammervolle Postverbindung mit der Heimat: die meisten Briefe gingen verloren, bei den wenigen, die ankamen, konnte man jahrelang auf die Antwort warten. Die Unsicherheit und die Unbilden des Seeweges legten schon früh den Gedanken nahe, auf eine Landverbindung bedacht zu sein, ein Plan, für dessen Verwirklichung später auch Leibniz die Hilfe Rußlands zu gewinnen suchte.

Zum Schluß mag noch erwähnt werden, daß Schall, der doch einer urdeutschen Familie auf deutschem Boden entstammte, seine Herkunft und sein Deutschtum völlig vergessen zu haben scheint. Als er 1608 die Heimat verließ, war es ein äußerer und innerer Abschied, ganz und für immer. V. hat sich redlich bemüht, Schalls deutsches Wesen und sogar seinen rheinischen Humor in seinem Verhalten nachzuweisen, aber am Ende muß er doch feststellen, daß „sich kein deutscher Brief, ja keine einzige deutsche Zeile, überhaupt kein Brief an einen Adressaten in Deutschland in Schalls reichem literarischen Nachlaß findet", und daß „Schalls Beziehungen zur Heimat ein ungelöstes Rätsel bleiben".

Dankbar und voll Bewunderung legt man V.s Werk aus der Hand, sein Fleiß und seine Mühe haben einem würdigen Gegenstande gegolten, und der Eindruck, den man von der Lektüre erhält, ist ein starker und dauernder.

Haenisch, E[rich]: Die Heiligung des Vater- und Fürstennamens in China, ihre ethische Begründung und ihre Bedeutung in Leben und Schrifttum. Leipzig: S. Hirzel 1932. (20 S., 4 Taf.) gr. 8° = Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Akademie der Wissensch., 84. Bd., 4. Heft. RM 1.20. Bespr. von G. Haloun, Göttingen.

Die wertvolle Studie von Chen Yuan [陳 垣 Ts'ən Üan], The traditional omission of sacred and imperial names in Chinese writings, Yenching Journal of Chinese Studies, Nr. 4, pp. 537—651 [Dez. 1928; chines.] konnte vom Verf. in ihren Einzelheiten nicht mehr verwertet werden. Der Aufsatz von A. Vissière, Traité des caractères chinois que l'on évite par respect, Journal Asiatique, 9e. sér., t. 18 (1901), pp. 320—73 [Cordier, Sp. 1729], eine sorgfältige Aufstellung des amtlichen Verfahrens der Mandschuzeit, wie die breiter angelegte und methodisch interessante Abhandlung von H. Friend, Euphemism and Tabu in China, Folklore Re-

cord 4 (1881), pp. 71—91 [Cordier, Sp. 1873, 3974] sind ihm entgangen. Vissière fußt vornehmlich auf der Darstellung von Tṣaṅ Tṣï-tuṅ 張之洞 im *Iu-śien-ü* 輶軒語 und auf dem *Lin-uən pien-lan* 臨文便覽 (*Tsï-śüe tś'ü-ü* 字學舉隅), red. Li Xuṅ-tṣaṅ 李鴻章. Sie fehlen hier, wie die ältere chinesische Spezialliteratur überhaupt. Davon findet sich z. B. das *Li-tai-tiuaṅ miau-ṣï-nien-xuei p'u* 歷代帝王廟謚年諱譜 des Lu Fei-tṣ'ï 陸費墀 und das *Ṣï-tśia-tṣai iaṅ-śin-lu* 十駕齋養新錄 des Ts'ien Ta-śin 錢大昕 im *Sï-pu pei-iau*[1]; auch das *Li-tai xuei-miṅ k'au* 歷代諱名考 des Liu Śi-śin 劉錫信 im *Ts'i-fu ts'uṅ-ṣu* 畿輔叢書, das *Nien-ər-ṣï xuei-lüe* 廿二史諱略 des Tṣou Tśü 周榘 im Śiauüan ts'uṅ-ṣu 嘯園叢書, vor allem das *Pi-xuei-lu* 避諱錄 des Xuaṅ Pən-tśi 黃本驥 im *San-ts'aṅ-u-tṣai ts'uṅ-ṣu* 三長物齋叢書 sind in deutschen Bibliotheken zugänglich. Verf. moniert, daß ein Stichwort 諱 im T'u-ṣu tśi-tṣ'ən ausfalle, aber das einschlägige Material ist unter der umfassenderen vox 名字, Abtlg. XV, Buch 41—44, aufgeführt. Das *Pei-t'aṅ ṣu-ts'au*, Buch 94, wie das *T'ai-p'iṅ ü-lan*, Buch 562, haben einen Sonderartikel und natürlich die eigentlich zuständigen juristisch-ritualistischen Kompendien, so schon das *T'uṅ-tien*, Buch 104. Jedenfalls bestehen mehr Zusammenstellungen und Vorarbeiten, als es Verf. S. 4 wahr haben will.

Daß in der Schrift selbst Namen und Titel meist umschrieben erscheinen, erklärt wohl die Technik des Vortrags. In den Quellenhinweisen auf S. 17 sähe man freilich gerne mehr als nur zwei Stellen genau belegt[2]; in der Regel ist mit der Stelle zugleich die summarische Quellenangabe des *P'ei-uən jün-fu* übernommen. Allerdings legt offensichtlich im allgemeinen der Verf. mehr Nachdruck darauf, Fragestellungen aufzuwerfen, als sie überall endgültig zu beantworten (S. 4). So wird auch die Entstehung des Brauchs eben nur gestreift (S. 6). Der neue Gesichtspunkt, unter dem das Thema gesehen ist, ergibt sich aus dem betonten Vorwalten von Gutachten und kanonisch-rechtlichen Interpretationen, es wird also als juristisches Problem konstruiert und damit nach methodischen Grundsätzen behandelt, die mit den im Aufsatz des Verf. über die „Rachepflicht" entwickelten identisch sind [ZDMG, n. F., Bd. 10 (1931), S. 69—92]. Klärlich mit dem Vorteil, an den zu allererst strittigen Grenzfällen den Geltungsbereich des Brauchs sicher abstecken zu können, und auch für seine Sinngebung, die subjektive zumindest, aus den Argumenten für und wider brauchbare Belege zu erhalten. Die deskriptive Darstellung leistet denn auch alles in allem treffliche Arbeit, die m. E. bloß dem historischen Schwanken der Auffassungen nicht ganz Rechnung trägt; aber das (und einige sonstige Unstimmigkeiten) ist bei der schmalen Textbasis nur natürlich.

Auf Einzelnes einzugehen, fehlt es hier an Raum. Indessen, für die objektive Wesensdeutung scheint mir die Methode selbst weniger fruchtbar als in der ersten Schrift. Geht es überhaupt an, unter dem Titel Pietät das Tabu des Vater- und Fürstennamens für die eigentümlich „konfuzianische Ethik" ohne Bedenken heranzuziehen? Es handelt sich doch um einen Brauch, der sicher auch von Literatenkreisen rezipiert wurde und bei ihnen dann zu zeiten — übrigens recht lahme — „ethische" Begründungen gefunden hat, der aber ganz gewiß seinen Ursprung, seine Kraft und Geltung aus viel massiveren und nie erloschenen volkstümlichen Glaubensvorstellungen schöpfte. Es wird kaum möglich sein, diese besonderen Tabuformen von den anderen Arten der chinesischen Wortmagie abzutrennen. Neben den behandelten Respekttabus für den einmal gegebenen Eigennamen bestanden allimmer die (S. 11 übrigens nebenbei erwähnten) Tabus für den erst zu wählenden: sie sind viel durchsichtiger. Tabuiert waren der Name des Staates, die Namen von Bergen, Flüssen, Krankheiten (!), Opfern usw. (*Tso-tṣuan*, Xuan 6, trad. Legge, p. 50; *Li-tśi* 1, 1, 3, 42; 10, 2, 25, trad. Couvreur I, p. 32, 669—70, vgl. Werner, Sociology: Chinese, p. 174, 180, 201—02) — wer den Namen besitzt, gewinnt Macht über die Sache bzw. er identifiziert sich magisch mit ihr, kann ihre Kraft herausfordern, ihr erliegen. In diesem Zusammenhang erscheint nun nachweislich auch der Tabuschutz für den fürstlichen Namen bei seinem ersten historischen Auftreten (Li-tśi 10, 2, 25[1]). Er ist noch durchaus lebendig in den Edikten von 1118, welche kaiserliche Hoheitsnamen wie Drache, Himmel, Fürst, Nephrit, Heilig usw. als Namenbestandteil und die Personennamen von Dynastiegründern und Usurpatoren, auch in Anspielungen, unter Verbot stellen (s. z. B. Chen, o. l., p. 558—59). Mit Pietät oder Loyalität haben solche Verbote nur von ungefähr zu tun[2]. Anderen Gründen volkstümlichen Wortaberglaubens entspringen die „Täuschenamen" für Kinder (Napf, Topf, Welp u. dgl., s. Doré, Manuel des superstitions chinoises, pp. 21—22). Mag man einwenden, daß der Brauch nicht „kanonisch" ist, so ist doch der staatliche Apparat eingesetzt worden, um Worte „bösen Omens" auszuschalten, z. B. den Familiennamen des An Lu-ṣan unter den T'aṅ, den Dynastienamen der Dschurdschen (金) unter den Südl. Suṅ, den der Mongolen (元) zu Anfang der Miṅ, die Worte für Barbar zu Anfang der Mandschudynastie u. a. m. (Chen, p. 559—61). Die vom Verf., wie es scheint, S. 4 in Aussicht gestellte ausführlichere Ab-

1) Der Abdruck des *Iaṅ-śin-lu* im *Xuaṅ Ts'iṅ śiṅ-tśie*, Buch 439—42, beschränkt sich, wie häufig, nur auf Auszüge.

2) Davon lies Məṅ-tsï 7, II statt 7, V.

1) Um zu konkretisieren: als Verbot für den Untertanen, diesen Namen für sich selbst zu benutzen. Die ältesten Belege für das Tabu von Fürstennamen überhaupt, Ṣu-tśiṅ 5, 6, 5, trad. Legge, p. 353, für den Anfang der Tṣou-Dynastie, und die im Tso-tṣuan 1. 1. und Kuo-ü 15, 1b für das 9. und 8. vchr. Jh. gegebenen Belege betreffen häusliches bzw. landesherrliches Totentabu.

2) 有取王者之實以寓其名 ... 有取霸者之跡以寓其名 (Begründung).

handlung würde m. E. mit Vorteil den Stoff im weiteren, von H. Friend vorbildlich abgegrenzten Umfang bearbeiten. Selbstverständlich, daß sie auch aus einer eingehenderen Behandlung der freilich ebenso schon von Friend mit Recht nachdrücklich zugezogenen außerchinesischen Parallelen wertvolle Einsichten gewänne[1].

Die Schrift schließt S. 18—20 mit Tabellen von Herrschertabus, die Verf. selbst für unvollständig erklärt. Eine neue Zusammenstellung ist inzwischen erschienen: *Li-tai xuei-tsï p'u* 歷代諱字譜 von Tṣaṅ Uei-śiaṅ 張惟驤, dem bekannten Herausgeber des *I-nien-lu xuei-pien* (2 Bücher Herrschertabu, 1 Buch Privattabu, 1932, Selbstverlag, $ mex. 2.40).

[Strzygowski-Festschrift:] Wiener Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte Asiens. Jahrbuch des Vereines der Freunde asiatischer Kunst und Kultur in Wien 1931/32. Schriftleitung: Dr. Melanie Stiassny. Bd. VII: Studien zur Kunst der Han-Zeit. Die Ausgrabungen von Lo-Lang in Korea. Josef Strzygowski zum 70. Geburtstag gewidmet. Wien: Krystall-Verlag 1933. (96 S. mit Abb. a. Taf.) 4°. RM 10—. Bespr. von W. Eberhard, Berlin.

Unsere Kenntnisse von der materiellen Kultur und der Kunst der Han-Zeit sind durch die japanischen Ausgrabungen in Korea, besonders durch die im Bezirk der alten Provinz Lo-lang, auf eine neue Basis gestellt worden. Hier wurden die ersten Lacke der Han-Zeit gefunden, schon sehr vollkommene, reich ornamentierte Lacke aus Sih-ch'uan, die teilweise genau zu datieren waren. Und vieles andere, was bisher nur aus der Literatur oder aus wenigen erhaltenen Stücken bekannt war, liegt jetzt in reicher Mannigfaltigkeit vor uns.

Eine Gruppe junger Wiener Kunsthistoriker hat nun als Festgabe zum 70. Geburtstage von J. Strzygowski einen Band Studien über diese japanischen Grabungen in Lo-lang herausgegeben, in welchem Einzelgebiete der hanzeitlichen Kunst behandelt werden.

Der Band wird eingeleitet durch eine Übersicht über die Geschichte der chinesischen Präfekturen in der Mandschurei und Korea von A. Slawik, die aus den verstreuten Angaben in den Annalenwerken herausgearbeitet ist und ein zusammenhängendes, besonders auch kulturgeschichtlich sehr interessantes Bild ergibt. Diese Arbeit gibt der Festgabe die Geschlossenheit, die aus ihr spricht, und erspart viele sonst notwendige Wiederholungen.

Zwei von den folgenden Arbeiten behandeln einzelne Fundgegenstände, eine granulierte Goldschnalle und eine Bronzeröhre mit Einlage, die beide von V. Grießmaier untersucht wurden. Es macht sich bei diesen Arbeiten vielleicht am stärksten der Mangel geltend, der bei sehr vielen Arbeiten über ostasiatische Kunst ins Auge fällt, nämlich daß die Darstellung ganz von Reproduktionen ausgehen muß und der Autor das Original nie hat sehen können. So können solche Arbeiten eben immer nur bis zu einem gewissen Grade gehen und müssen manche Frage ungelöst lassen, die sich sonst vielleicht lösen ließe. Bei beiden Gegenständen, besonders aber bei der Schnalle, stellt der Autor starke nichtchinesische Einflüsse fest, auch macht er darauf aufmerksam, daß Schnallen dieser Art in China nicht gebräuchlich waren. Hierzu hätte vielleicht mit Vorteil eine Untersuchung von Wang Kuo-wei (Hu-fu k'ao, in Kuan-t'ang chi-lin XXII, 2a—2b) oder Fang Chuang-yao (in Yen-ching Journal Nr. 8 S. 1433ff.) herangezogen werden können, in der Gürtel mit Schloß und Tierdarstellungen auf diesem Gürtelschloß nach Literaturangaben besprochen werden, die bei den Völkern nördlich von China üblich waren und in der Han-Zeit auch von den Chinesen übernommen wurden. Vielleicht handelt es sich hierbei um Gürtelschnallen der von G. besprochenen Art.

Die anderen drei Arbeiten haben mehr monographischen Charakter, sie machen den Versuch, die Fülle des Materials zu sichten, Gruppen aufzustellen und mit dem Bekannten zu vergleichen. Naturgemäß fällt hier der Mangel der Autopsie nicht so ins Gewicht. Bei der Arbeit von H. Spiegel über die Grabbauten wird nicht nur das Material der Lo-lang-Gräber verarbeitet, sondern darüber hinaus die anderen koreanischen und frühen chinesischen Gräber; auch die Literatur wird ergänzend hineingezogen, so daß die Arbeit Anspruch erheben kann, eine Monographie des frühchinesischen Grabbaues überhaupt zu sein. Bei der Heranziehung der Literatur ist ein störender Fehler dadurch entstanden, daß die alten Maße falsch umgerechnet sind, denn der Fuß der Han-Zeit war nur 23,8 cm und nicht 33 cm (s. Ostas. Zeitschr. N. F. IX, 189). Unter Einsetzung der richtigen Längen beheben sich manche der noch bestehenden Divergenzen zwischen Texten und Realien ganz. Ein wichtiges Ergebnis ist, daß die Lo-lang-Gräber einen besonderen Typ bilden, der noch am nächsten mit Gräbern der Küstenprovinzen Chinas zu vergleichen ist, während die westchinesischen Gräber einem anderen Typ angehören. Zu ähnlichen Ergebnissen führen auch andere Untersuchungen.

K. Blauensteiner gibt dann eine Klassifikation der Spiegel aus Lo-lang, die er in 15 Gruppen teilt, wobei er feststellt, daß sich um Christi Geburt eine völlige Umgestaltung des Aufbaues sowie des Formenschatzes der Spiegel vollzogen habe. — F. Novotny untersucht nach rein kunsthistorischen Gesichtspunkten den Aufbau der Ornamente auf den Lackgefäßen, geht aber ähnlich wie Blauensteiner nicht viel über den Versuch einer Ordnung und Gruppierung hinaus, so daß Fragen nach dem Sinn dieser Ornamente, nach ihrer Verwandtschaft mit der Ornamentik der Keramiken, Bronzen und Stoffe der gleichen oder vorhergehenden Zeiten nicht tiefer angeschnitten werden. Hier sollten noch weitere Studien einsetzen.

---

1) Vgl. auch Jawbreaker, China Review 9 (1880—81), p. 123, Parker, ebda. 14 (1885—86), p. 222. Für die Südsee liegt jetzt vor: Lehmann, Die polynesischen Tabusitten (Leipzig 1930).

---

1. **Oberhummer,** Hofrat Prof. Dr. Eugen: **Schanghai.** Mit 2 Ktn. u. 5 Abb.

2. **Brandl,** Ludwig: **Die Hochwasserkatastrophe am Yangtse-Kiang im Jahre 1931.** Mit 2 Skizzen i. Text u. 4 Abb. Klosterneuburg: Johannes Müller & Co. 1933. (40 S.) gr. 8°. = Wiener geographische Studien, hrsg. von H. Leiter. H. 1. RM 1—. Bespr. von Friedrich Otte, Eisenach.

1. „*Die Ereignisse der jüngsten Zeit haben Schanghai, jetzt die größte Stadt und das wichtigste*

Handelszentrum von ganz Asien, in den Mittelpunkt des Weltgeschehens gerückt. Diese Tatsache und ein kurzer Besuch . . . haben mich veranlaßt, ihrer Lage und Entwicklung eine Studie zu widmen." Diese umfaßt: Weltlage als Haupthafen, daher auch politischer Brennpunkt, geschichtlicher Rückblick; das dreiteilige Schanghai: — internationaler, französischer und chinesischer Verwaltungsteil; Einfuhr, Ausfuhr, Kulturzentrum. Der seit Kriegsende geführte erbitterte Kampf um Nationalisierung bzw. Internationalisierung wird nur gestreift.

2. Verf. hat in höchst gründlicher Weise den zeitlichen Verlauf und die praktischen und theoretischen Beobachtungen bei und Schlußfolgerungen aus der Katastrophe geschildert. In seiner Eigenschaft als Mitglied der National Relief Commission gewann er einen vorzüglichen Einblick in diese — nach anderen Angaben — größte Überschwemmungskatastrophe der letzten 150 Jahre. Er schildert: allgemeine und besondere Niederschlagsverhältnisse; Pegelstand in Hankow und anderswo, zeitliche Dauer der Flut, betroffene Fläche und Bevölkerung (über 100 Millionen); Lehren für die Zukunft.

Afrikanistik.

Allen, Bernard M.: **Gordon and the Sudan.** London: Macmillan & Co. 1931. (XII, 485 S.) 8°. 21 s. Bespr. von A. Hasenclever, Göttingen.

Die vorliegende Studie — eine Biographie ist es nicht — behandelt in drei Abschnitten Gordons Tätigkeit in Zentralafrika; zunächst seine Wirksamkeit als Gouverneur der Äquatorialprovinz von 1874 bis 1876, sodann als Generalgouverneur des Sudan von 1877—1879, und schließlich die Geschichte seiner letzten Sendung nach Zentralafrika, deren Durchführung vorzeitig und unvollendet mit seinem tragischen Untergang bei der Erstürmung Khartums durch die Mahdisten am 26. Januar 1885 endete.

Der Verf. verleugnet eine gewisse Voreingenommenheit für seinen Helden nicht; gegenüber seiner Ansicht nach und, wie er nachweist, in der Tat unberechtigten Angriffen von seiten moderner Historiker, besonders des bekannten Lytton Strachey, sucht er Gordon mit Nachdruck und mit Wärme zu verteidigen, aber im ganzen läßt er die Tatsachen reden, verschweigt auch Fehler seines Helden nicht, nur sucht er sie, wenn möglich, aus den besonderen Verhältnissen, vor allem aus der so komplizierten Naturanlage Gordons, zu erklären.

In Einzelheiten bringt diese Arbeit eine Fülle von neuen Gesichtspunkten und treffenden Beobachtungen, die reichsten unzweifelhaft über die letzte Phase von Gordons Leben, und hier gelingt es dem Verf., durch Heranziehung neuen Materials — aus dem Record Office in London — und durch gründlichere Verarbeitung bereits vorhandene Vorwürfe, die man früher gegen Gordon erhoben hatte, wesentlich zu entkräften. Seine Aussendung nach Zentralafrika im Januar 1884, insbesondere die Bedingungen, unter denen ihm seine schwierige Aufgabe übertragen wurde, erscheinen jetzt doch in einem ganz anderen, für Gordon wesentlich günstigeren Licht, als man bisher auf Grund der lückenhaften und ungenauen Aktenveröffentlichungen annehmen mußte; vor allem aber über das letzte Jahr in Khartum, über dem bisher „a veil of misunderstandings" (S. 253) ausgebreitet gewesen war, können wir jetzt viel klarer urteilen, freilich die Schuld Englands oder richtiger der damaligen liberalen britischen Regierung unter Gladstones Leitung an Gordons traurigem Schicksal bleibt bestehen; damit blieb aber auch für England die Verantwortung, diese Niederlage wieder gutzumachen, das von Gordon in Innerafrika begonnene, durch die wilden Horden des Mahdi zunächst fast zerstörte Kulturwerk in einer späteren Zeit, unter einer tatkräftigeren Regierung, wieder aufzurichten. So sehr Allens Studie lediglich Gordons Tätigkeit im Sudan gilt, so ist sie doch unter einem höheren, weltpolitischen Gesichtspunkt betrachtet, als ein bedeutsames Kapitel von Englands zentralafrikanischer Politik, des seit dem Weltkriege geographisch und politisch, nur technisch noch nicht verwirklichten Projektes Kap—Kairo.

Bourrilly, Joseph: **Éléments d'ethnographie marocaine**, publiés par E. Laoust. Paris: Librairie coloniale et orientaliste Larose 1932. (VIII, 262 S., 30 Taf., 1 Kte.) 8°. = Bibliothèque de Culture et de Vulgarisation Nord-Africaines, dirigée par E. Levi-Provençal. Bespr. von E. Pröbster, Neustadt/Orla.

B. ist 1914 mit dem 113. Landwehrregiment nach Marokko gekommen und hat sich als leidenschaftlicher Liebhaber volkskundlicher und archäologischer Studien seitdem bald mit der Heimatkunde Marokkos, bald mit derjenigen seines bisherigen Forschungsgebiets, der Provence, beschäftigt. Das vorliegende Buch, das nach seinem Tode von E. Laoust veröffentlicht wurde, enthält in 14 Kapiteln eine Reihe von Vorträgen, die er als Repetent des Institut des Hautes Études Marocaines in Rabat und Casablanca über die vorislamischen Grundlagen der marokkanischen Heimatkunde gehalten hatte. Er behandelt darin nach einem Überblick über die berberischen Bevölkerungstypen und über die berberische Sprache und Literatur zunächst die Gebräuche, die sich mit der Eheschließung, der Geburt, dem Tode und anderen Ereignissen des Familienlebens verknüpfen, dann den berberischen Kalender und die besonderen agrarischen Riten, die den kanonischen Satzungen des Islams fremd sind, und schließt daran recht beachtenswerte Ausführungen über die durch die Vegetationsart der Gegenden bedingten Unterschiede zwischen Seßhaften, Sömmerern und Nomaden, die zu einer Betrachtung der Wohnverhältnisse überleiten. Die verschiedenen Behausungstypen werden anschaulich geschildert und über die Städtebildungen, Märkte und Handwerke manche treffenden Bemerkungen gemacht. Das Schlußkapitel ist der Musik und den Musikinstrumenten der Berber gewidmet. Im Anhang wird ein Verzeichnis der arabischen und berberischen Worte und eine Reihe wohlgelungener Bildbeigaben mitgeteilt.

Das Buch ist eine gute Einführung in die französische Berberforschung, deren Ergebnisse es weiteren Kreisen zugänglich macht; die Literaturangaben am Schlusse jeden Kapitels ermöglichen ein tieferes Eindringen. Nur ist über den vorislamisch-berberischen Enthüllungen der arabisch-islamische Einfluß etwas sehr zu kurz gekommen, der — wie B. auf S. 8 übrigens selbst sagt — „der einzige fremde Einfluß gewesen zu sein scheint, der sich in der Berberei wirklich und dauernd bemerkbar gemacht hat". Man ist überrascht, wenn auf S. 45 Ibn Ḫaldūn ein berberischer Ursprung vindiziert oder auf S. 34 behauptet wird, ʿAbdalmuʾmin habe die Imame angewiesen, für das Gebet und den religiösen Unterricht das Berberische zu benutzen. Er hat im Gegenteil — wie sein Rundschreiben, die *Risālat al-fuṣūl* zeigt — an seine Berbern ganz er-

hebliche Anforderungen bezüglich der Kenntnis des Arabischen gestellt (vgl. E. Lévi-Provençal, Documents inédits d'Histoire Almohade S. 23/١٢٦ Zl. 20ff.)

Bignami, Ing. Paolo: **Tra i Colonizzatori in Tripolitania.** Le Colonie Italiane, La Tripolitania Settentrionale, Legislazione e Sperimentazione Agraria, Concessioni e Colonizzatori, La Redenzione Agraria della Steppa, Problemi della Valorizzazione Agraria della Tripolitania settentrionale. Bologna: Nicola Zanichelli 1931. (XI, 286 S.) gr. 8°. Bespr. von E. Pröbster, Neustadt/Orla.

Die Siedlungsfrage hat in den beiden Teilen Libyens eine gleichförmige Lösung bisher nicht gefunden. Während die faschistische Regierung die Cyrenaica zur Unterbringung italienischer Kleinbauernkolonien bestimmt hat, scheint sie in Tripolitanien trotz einer fast zehnjährigen Erfahrung zu einer endgültigen Lösung des Siedlungsproblems noch nicht gelangt zu sein. Die landwirtschaftlichen Sachverständigen neigen zu der Ansicht, daß sich extensive Baumkulturen wir Oliven und Dattelpalmen, der Anbau von Espartogras und intensive Kulturen wie Henna, Lein und Tabak in Tripolitanien am besten lohnen, und daß es daher wohl für kapitalistische Großsiedlungen, aber weniger für die Wirtschaftsform kleinbäuerlicher Siedlungen geeignet ist. Das scheint auch die Ansicht Bignami's zu sein, der die für die Erschließung hauptsächlich in Betracht kommende Ǧefāra-Ebene — zwischen Mittelmeer und dem tripolitanischen Bergland — im April 1930 besuchte und ihr die vorliegende Studie gewidmet hat.

Er behandelt darin nach einem Überblick über den italienischen Kolonialbesitz die geographischen und klimatischen Gegebenheiten der Gegend, die Grundsätze und Methoden der tripolitanischen Kolonisation, die durch die Verordnung des Grafen Volpi vom 18. VII. 1922 eingeleitet wurde, die Musterfarm in Sīdī Mesrī, die Landkonzessionen und deren Benefiziare und beschäftigt sich dann mit den vielgestaltigen Arbeiten, die erforderlich sind, um aus der Steppe wieder Kulturland zu machen. Ende 1930 hatte man im nördlichen Tripolitanien insgesamt 200000 ha als Staatsdomäne in Anspruch genommen und davon rund 122000 ha zu Zwecken der Klein-, Mittel- und Großsiedlung vergeben, von denen 99000 ha in Bearbeitung waren; aber es waren in 5 Jahren nur 734 Siedlerfamilien auf den Konzessionsländereien seßhaft gemacht worden. Die in Tunesien gebräuchliche Assoziation mit den Eingeborenen in Form der *muǧārasa* wird für die tripolitanischen Eingeborenen abgelehnt. B. meint, daß bei weiterem Fortschreiten der Erschließung etwa 60000 italienische Bauern mit ihren Familien in Tripolitanien Wohnsitze finden könnten.

Das Buch gibt ein anschauliches Bild von der gewaltigen und vielversprechenden Kulturarbeit, die die Italiener im nördlichen Tripolitanien mit Umsicht und Zähigkeit verrichten. Über den zahlreichen und schönen Bildbeigaben vergißt man die gelegentlich allzu großen Weitschweifigkeiten der Darstellung.

Wieschhoff, Heinz: **Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen.** Stuttgart: Strecker & Schröder [1933]. (VIII, 148 S., 68 Abb. a. Taf. u. 35 Ktn.) 8°. = Studien zur Kulturkunde, hrsg. von Leo Frobenius, 2. Bd. = Veröffentlichung des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie. RM 9 —; Lw. RM 11 —. Bespr. von Curt Sachs, Paris.

Der Ausgangspunkt für Wieschhoffs Untersuchungen ist die Ansicht, „daß Kulturgegenstände gleicher Art und Form in verschiedenen Gegenden eines Erdteils oder der ganzen Welt überhaupt auf verwandtschaftlichen und genetischen Zusammenhang hinweisen, auch wenn Verbindungen zwischen den Gebieten ihres Vorkommens heute nicht mehr handgreiflich sind". Dazu tritt die Anschauung, daß, wo eine ‚Erfindung' selbst zweimal unabhängig gemacht wird, etwa die der Zylindertrommel, die naturgebundene Formgebung aus einer Vorstellungswelt vorliegt, „für die die Trommel an sich schon begrifflich war". Nach der Methode seines Lehrers Frobenius arbeitet W. mit dem Quantitätskriterium und mit Verbreitungskarten, verwirft dagegen die Bindung an Kulturkreise. ‚Die Trommel im Kult' und ‚Die Entstehung der Trommel' werden nur anhangweise behandelt — hier bleibt noch das meiste zu tun. Den Orientalisten wird aus diesen Kapiteln besonders der kultische Trommelschlag vor dem Venusstern im östlichen Barue-Gebiet berühren: ihm entspricht die nächtliche Aufstellung eines kupfernen *Lilissu* vor dem Venusstern im antiken Mesopotamien. Der eigentliche Schwerpunkt des Buches liegt auf der ‚Analytischen Behandlung der Trommelelemente', Fell, Spannung und Körperform. Hier ist mit großem Fleiß eine solche Menge wenig bekannten Stoffes verarbeitet, daß die Untersuchung auch für den ihren Wert behalten wird, der nicht allen Schlußfolgerungen zustimmt. Eine Besprechung dieser Einzeldinge ist hier nicht am Platze. Grundsätzlich aber wäre der Wunsch auszusprechen, daß die Ethnologie — und andere Wissenschaften auch — nicht bei der Anatomie der Gegenstände haltmachen möchte, die doch aus einem bestimmten Bewegungstrieb geboren und von ihm unzertrennlich sind. Es ist richtig, bei der Trommel Stoff, Form und Spannung zu vergleichen. Aber dieser Vergleich genügt nicht: die Haltung des Spielers und die Physiologie des Schlages müssen einbezogen werden. Denn die Trommel lebt nur in und durch Bewegung.

Ward, Ida C.: **The Phonetic and Tonal Structure of Efik.** Cambridge: W. Heffer & Sons Ltd. 1933. (XIV, 186 S.) 8°. 8 s. 6 d. Angez. von Carl Meinhof, Hamburg.

Nach meiner Ansicht bietet das Buch eine mustergültige Darstellung der musikalischen Töne in einer Sudansprache und ist deshalb sehr bedeutungsvoll für die Afrikanistik, aber darüber hinaus sehe ich es als wegweisend für das Studium der musikalischen Töne überhaupt an. Verf. hat nicht nur gut beobachtet, sondern auch nach erprobten Methoden der experimentellen Phonetik sehr klare objektive Ergebnisse gefunden und diese mit linguistischer Sachkenntnis zu deuten gewußt.

---

1. **Crazzolara,** J. P.: **Outlines of a Nuer Grammar.** Mödling bei Wien, St. Gabriel: Verlag des „Anthropos" 1933. (XII, 218 S.) gr. 8°. = Anthropos. Internat. Samml. linguist. Monographien, Tome XIII. RM 12 —.
2. **Schatteburg,** H. Fr.: **Angola — Westafrika von Heute.** Gesichtspunkte afrikanisch-kolonialen Aufbaues. Beilage: Sprachschatz des „Umbundu". Eingeborenen-Hauptverkehrssprache in Angola! (Erste deutsche Ausgabe.) Freising-München: Dr. F. P. Datterer & Cie. in Komm. o. J. (93 u. 37 S.) gr. 8°. RM 4 —; Lw. RM 6 —. Bespr. von A. Klingenheben, Leipzig.

1. Von der im südlichen anglo-ägyptischen Sudan gesprochenen Sprache der Nuer hat

schon Westermann 1912 in den MSOS. eine kurze grammatische Studie sowie Texte und Wörterverzeichnisse veröffentlicht, ferner Ray Huffman 1929 ein Nuer-englisches und 1931 ein englisch-Nuer Wörterbuch mit je einem knappen grammatischen Abriß. Das vorliegende Werk ist die erste eingehendere Darstellung dieser für die Sprachwissenschaft sehr beachtenswerten Sprache.

Neu ist zunächst die Bezeichnung *Jii*-Sprachen, die der Verf. anstelle des wenig glücklichen Terminus „nilotisch" für die Sprachgruppe vorschlägt, zu der das Nuer — u. a. mit den bekannteren Sprachen Dinka und Schilluk — gehört. Die Bezeichnung empfiehlt sich deshalb, weil ihr das nach dem Verf. allen Sprachen der Gruppe gemeinsame Wort für „Menschen" zugrunde liegt. Bei der dankenswerten Aufzählung von Einzelsprachen der Gruppe auf S. V wäre eine Kartenskizze sehr erwünscht.

Längere Ausführungen werden der phonetischen Seite der Sprache, ihren Lauten wie ihrem musikalischen Akzent, gewidmet. Schon Westermann hatte die Töne des Nuer bezeichnet, die hier als „etymologischer" und als „grammatischer Ton" eine wichtige Rolle spielen. Wertvoll ist, daß das vorliegende Werk vor allem die Gesetze darlegt, die den grammatischen Ton des Nuer regeln. Die Schreibung des Nuer ist wie bei Huffman die der Rejaf Conference, die der Verf. allerdings im Interesse einer genaueren Lautwiedergabe modifiziert hat. Störend wirkt bei dieser Schreibung u. a. der Ausdruck der Vokallänge durch Doppelschreibung des Vokals. Da außerdem der Verf. zwar von Diphthongen, ja von Triphthongen (z. B. in *jùàai* [!] „Gras" S. 4) des Nuer spricht, die silbische und unsilbische Funktion der Vokale aber nur sehr inkonsequent bezeichnet — er spricht selbst von gewissen Schwierigkeiten in dieser Hinsicht —, so kann diese Schreibung leider kein genaues Bild vom Bau der Silben und Wörter der Sprache vermitteln. Das Vokalsystem des Verf. ist übrigens nicht rein phonetisch orientiert, sondern beruht auf der grammatischen Verwandtschaft gewisser Vokalgruppen im Nuer. Daher wird z. B. das offene u durch *ŏ* und der dem englischen u in *luck* entsprechende Vokal durch *ä* wiedergegeben, was deutsche Leser zweifellos stören wird. Zu den eigenartigen drei Aussprache-Arten (bag-sounds) der gleichen Vokale, von denen der Verf. in § 6 spricht, wird die Experimentalphonetik Stellung nehmen müssen. Daß der Verf. tatsächliche Aussprachеverschiedenheiten in der Wiedergabe nicht ausgleichen will, wird man nur billigen, wohl aber hätten bloße Inkonsequenzen der Wiedergabe ausgeglichen werden müssen, vgl. *ɛ̀ɛ̀* neben *ɛ̂ɛ* z. B. S. 36 (unter ovine) usw.; denn da Doppelschreibung eines Vokals nur dessen Länge bedeuten soll, so können die beiden Schreibungen doch nur das Gleiche meinen, nämlich ein einziges langes offenes e mit Hochtiefton.

Verf. nennt das Nuer eine „inflective language" (S. 7). Gewiß meint er „flektierend" kaum in streng typologischem Sinne, sondern gebraucht das Wort Flexion wohl nur in dem allgemeinen Sinne der Abwandlung einer Grundform zwecks Formenbildung (s. z. B. § 20). Freilich könnte die Formenbildung beim Substantivum wie beim Verbum schon dazu verleiten, das Nuer eine echte flektierende Sprache zu nennen, vgl. etwa *wic* „Kopf" mit seinem Gen. *weç*, seinem Lok. *wiy*, Plur. *woth* und Gen.-Lok. Plur. *wodhnä* (s. S. 36; die Tonbezeichnung habe ich als hier unwesentlich weggelassen). Hier erwächst der Forschung die Aufgabe, diese „Ablautreihen", die naturgemäß auch eine große Schwierigkeit für die typologische Einordnung der Sprache bilden, zu erklären. — Außer der ausführlichen Grammatik gibt der Verf. am Schluß noch auf 18 Seiten Texte mit Übersetzung und Anmerkungen.

Schon die vorstehenden kurzen Bemerkungen werden erkennen lassen, wie wichtig das Buch für die Sprachwissenschaft ist, die dem Verf. für seine mühevolle Arbeit größten Dank schuldet.

2. Das Buch enthält beherzigenswerte Ratschläge für jeden, der als Siedler nach Afrika auswandern möchte. Besonders eingehend beschäftigt sich der Verf. mit der portugiesischen Kolonie Angola, die er in langjähriger Farmertätigkeit und durch Reisen gründlich kennen gelernt hat. Hierbei wird alles für den Siedler Wichtige besprochen, u. a. z. B. der Anbau von Rizinus, Kaffee und Baumwolle in Angola und seine Aussichten. Ein Beiheft ist der wichtigsten Eingeborenen-Verkehrssprache der Kolonie, dem namentlich im Bezirk Benguella gesprochenen Umbundu, gewidmet. Ausschließlich zu dem praktischen Zweck bestimmt, „die notwendige Verständlichmachung mit dem Eingeborenen zu vermitteln", kann dieses Beiheft nur in sehr beschränktem Maße als wissenschaftliche Erkenntnisquelle dienen. So berücksichtigt der Verf. die auch für diese Bantu-Sprache grundlegenden Nominalklassen nur insofern, als er sie „unwesentliche Veränderungen des Anfangsbuchstabens" nennt, von denen er angibt: „die Verständlichkeit leidet auch bei falschem Gebrauch nicht" (S. 12). Auch durch die unphonetische und nicht ausreichend erklärte Schreibung wird die wissenschaftliche Auswertung des sprachlichen Materials leider erschwert. Trotz alledem wird dem Praktiker aber auch das Beiheft manchen Dienst leisten können, zumal es sonst bisher keine deutsche Darstellung dieser Sprache gibt.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Aegyptus 13 1933 (Festgabe für U. Wilcken): 1 5—10 Kenyon, Nomina sacra in the Chester Beatty-P. — 11—20 A. Deissmann und P. Maas, Ein literarischer Pap. des 11.—12. Jh. n. Chr. (Mit 2 Photogr.). — 21—4 van Groningen, Un autographe du méridarque Polémon ? (Mit Photogr.). — 25—30 E. Berneker, Zur Sondergerichtsbarkeit (P. Cairo Zenon 59466). — 35—41 M. Schnebel, Die Geschäfte des Γάιος Ἰούλιος Φίλιος. — 42—4 U. Monneret de Villard, Un santuario di Min-Pau in Nubia. — 45—50 P. Viereck, Neue Texte aus Ägypten. — 51—2 C. F. Kumaniecki, De Aesopi vita supplenda (ad P. Ross.-Georg. 18). — 53—61 F. Zimmermann, Ein unveröffentlichtes Bruchstück des Metiochos-Parthenope-Romans (P. Berol. 9588). Mit Photogr. — 62—6 W. Schubart, Ein Brief an den Archedeatros (P. Berol. 16096). — 73—83 E. Seidl, Das vertragliche und das gesetzliche Güterrecht unter Ehegatten nach den demotischen Papyri. — 84—8 S. Zeretelli, Beispiele griechischer Kursive kurz vor der Ausbildung der Minuskel. (Mit Photogr.). — 107—12 A. E. R. Boak, A Loan of 74 b. C. (P. Mich.

Inv. No. 6051). Mit Photogr. — 113—22 F. W. v. Bissing, Statuette eines Gaben bringenden Königs im Museo Egizio zu Florenz. (Mit Abbildungen.) — 145—51 Epitaphe de Gaza commémorant deux officiers de la garnison ptolémaïque. — 152—8 M. N. Tod, A Greek Epigramm from Gaza. — 169—78 H. J. M. Milne, A bilingual Request for Appointment of a Guardian (P. Oxy. 720). — 176—8 Ders., A Prayer for Charaxus (P. Oxy. 1231). — 179—86 A. Momigliano, Giuramento di Σαραπιασταί? — 187—92 F. Heichelheim, Zu Pap. Berol. 5883 u. 5853. — 203—7 C. Bonner, A Fragment of a Romance (Univ. of Mich. Inv. No. 3378). Mit Photogr. — 208—12 P. Collart, Un papyrus Reinach inédit. Psaume 140 sur une amulette. — 213—24 F. Zucker, Zur Textherstellung und Erklärung von P. Enteuxeis fasc. II. — 225—8 H. Lietzmann, Ein christl. Amulett auf Papyrus. — 229—37 W. L. Westermann, Slave Transfer: Deed of Sale with Affidavit of Vendor. — 241—6 A. S. Hunt, P. Warren 5—7. —247—52 H. Kortenbeutel, Eingabe an den Statthalter G. Turranius. — 253—9 W. Kunkel, P. Berol. 13877, PSI VIII, 901 und das Vorkommen der Doppelurkunde in Ägypten. — 260—74 H. Kreller, Spuren röm. Jurisprudenz in der ägypt. Praxis. — 294—8 V. Martin, Sur la formule „Archontes Conseil des Ptolémaiens Arsinoïtes". — 305—22 W. Till und A. Steinwenter, Neue koptische Rechtsurkunden. — 323—6 P. M. Meyer, Der Immobiliarkauf, Stud. Pal. XX, n. 50. A. Ehrhardt.

Al-Andalus. Revista de las Escuelas de Estudios Árabes de Madrid y Granada. Directores Miguel Asín Palacios y Emilio García Gómez 1 1933:

Die durch Gesetz vom 27. Januar 1932 neu gegründeten beiden Escuela de Estudios Árabes legen hier eine neue halbjährlich erscheinende Zeitschrift vor, die nach dem Geleitwort der Leiter die Aufgabe hat, „el legado cultural que la civilización islámica nos transmitio en la Edad Media" gerecht zu würdigen.

1 7—79 M. Asín Palacios, Un precursor hispanomusulmán de San Juan de la Cruz (Ibn ʿAbbād von Ronda, gest. 1394; die Mystik der Šāḏilīja in der Ausprägung, die ihre Lehre und Haltung bei Ibn ʿAbbād gefunden hat, erinnert so stark an die von San Juan de la Cruz, daß sich ein Zusammenhang nahelegt: der Verf. denkt an literarische Vermittlung durch Moriscos; ausführliche Auszüge aus dem *Šarḥ alḥikam* in Übersetzung). — 80—103 E. García Gómez, Observaciones sobre la „Qaṣīda maqṣūra" de Abū-l-Ḥasan Ḥāzim al-Qarṭāǧannī (über den Verf. und den Kommentator aš-Šarīf al-Gharnāṭī, dessen Kommentar 1925 in Cairo gedruckt ist; Analyse der Qaṣīde; der geographisch und kulturgeschichtlich wichtige Abschnitt über Murcia und Cartagena, nebst alphabetischer Liste der geographischen Namen). — 105—54 M. M. Antuña, Una versión árabe compendiada de la „Estoria de España" de Alfonso el Sabio. (In einem historischen Werk des Ibn al-Ḫaṭīb findet sich ein Abschnitt über die Geschichte des christlichen Spanien, der im wesentlichen auf einem Abriß beruht, den ihm der Jude Jūsuf b. Waqqār von Toledo lieferte; dieser bezeichnet ihn selbst als einen Auszug aus Werken, die Alfons der Weise abfassen ließ: es handelt sich um die Geschichte Spaniens, die Menéndes Pidal herausgab. Der Abschnitt wird im arabischen Wortlaut — nach 3 Mss. — und Übersetzung mit Anmerkungen gegeben). — 155—87 J. Millás Vallicrosa, El literalismo de los traductores de la corte de Alfonso el Sabio (die alfonsinischen Übersetzungen zeichnen sich durch außerordentliche, ja sklavische Treue aus, wobei die jüdischen Übersetzer vielfach ungebräuchliche Wortbildungen nach dem Vorbild des Arabischen schufen, aber auch Semitismen ins Kastilianische einführten, wie an Proben aus dem Tratado de la azafea des Azarquiel nachgewiesen wird). — 189f. A. P. V., Dos lápidas halladas recientemente en Almería. — 191f. M. Antuña, Sobre el „Mustaẓād" de al-Tanūǧī. — 193—204 Necrologia: M. A. Alarcón Santón, Th. W. Arnold (M. Asín Palacios). — 205—33 Libros y Revistas. — 235—9 Información oficial (Bericht über die beiden Escuela).

Das vorliegende Heft mit seinem reichen und vielseitigen Inhalt ist eine verheißungsvolle Eröffnung der neuen Zeitschrift, die von allen Arabisten mit warmer Freude begrüßt werden wird. R. H.

American Journal of Archaeology 36 1932:

2 (April—June) 194 *L. Leakey, The Stone Age Cultures of Kenya Colony (G. MacCurdy). — 195 *W. Albright, The Archaeology of Palestine and the Bible (G. Barton). — *F. Thureau-Dangin, Arslan-Tash (V. d. Osten). — 214 *G. Groslier, Les Collections Khmères du Musee Sarrault (A. Coomaraswamy).

3 (July—September) 287—9 G. Harrer, Inscriptions of Legati in Syria. — 295—306 W. Albright, An Anthropoid Clay Coffin from Saḥâb in Transjordan. — 373 *E. Pottier, L'Art Hittite (C. McEwan) — 377 *R. Dussaud, P. Deschamps, H. Seyrig, La Syrie Antique et Médiévale (L. Legraïn). — 378 *G. Reisner, Mycerinus (C. Williams).

4 (October—December) 408—17 V. Müller, The Palace of Vouni in Cyprus. — 465—71 E. Speiser, On some important Synchronism in Prehistoric Mesopotamia. — 556—64 W. Albright, Joint Excavation at Tell Beit Mirsim. — 564—8 E. Speiser, The Joint Excavation at Tepe Gawra. — 569 *J. Capart, Memphis (L. Bull). — *N. de Garis Davies, The Tomb of Ken-Amūn at Thebes (B. Gunn). — 571 *H. Winlock, The Tomb of Queen Meryet-Amūn at Thebes (C. Williams). — 584 *A. Godard, Bronzes de Luristan (V. Müller). Val. Müller.

The American Journal of Semitic Languages and Literatures 49 1933:

3 193—6 T. G. Allen, The Great Egyptian Dictionary is finished. — 197—211 K. Fullerton, On the Text and Significance of Job 40: 2. — 212—7 R. Gordis, A Rhetorical Use of Interrogative Sentences in Biblical Hebrew (Fragen mit der Antwort „ja" können einer Negation entbehren, a) wenn der Anlaß der Frage dem Sprecher und dem Hörer vor Augen ist, und nicht abgeleugnet werden kann; b) wenn der Sprecher so von der Wahrheit seiner Behauptung durchdrungen ist, daß ihm ein Ableugnen undenkbar scheint). — 218—28 E. G. Kraeling, The Present Status of the Sabbath Question (bespricht die verschiedenen Ansichten, und findet mit M. Weber und Ed. Meyer die schlagendste Analogie in den nundinae der Römer). — 229—47 S. N. Kramer, A Matter of Method in Sumerology (gegen die Kritik Deimels und Witzels an Poebels Schrift The Sumerian Prefix Forms E- and I- . . .). — 248—53 B. Maisler, Cypriote Pottery at a Tomb-Cave in the Vicinity of Jerusalem (mit 2 Tafeln). — 254—61 H. Parzen, The Problem of the "Ibrim" in the Bible (urspr. "an alien, a barbarian, a Beduin" als Spitzname; wird nicht gebraucht in der nachbiblischen Literatur; meint in der Bibel "a slavish state of subjection"). — *Olmstead, History of Palestine and Syria (Th. J. Meek). — *M. Sprengling and W. Cr. Graham, Barhebraeus Scholia on the Old Testament I. (W. H. Worrel). — *A. Poebel, The Sumerian Prefix Forms e- and i- . . . (Thureau-Dangin).